

**Gemeinsam auf dem Weg:
Partnerschaft deutscher Kirchengemeinden mit
Gemeinden der Diözese Cajamarca - Anspruch und Wirklichkeit**

Einleitung

I. Teil: Die Partnergemeinden

1. Die peruanischen Gemeinden

Die Stimme von Campesinos aus den Partnergemeinden

2. Die deutschen Gruppen

II. Teil: Praxis der Partnerschaft

1. Die Frage nach der Kirche als Gemeinschaft aller Gläubigen

2. Kommunikation (Besuche, Begegnung, Comunio, Kommunion)

3. Einheit (Trennung) von Sozial und Pastoral

4. Konflikte und die Frage der Einmischung

III. Teil: Partnerschaft als Lernfeld einer ganzheitlichen Pastoral

- als Katechese und Hinführung zum Glauben in Gemeinschaft

1. Partnerschaft als Katechese des Glaubens

2. Einige Hinweise zum Gelingen einer Partnerschaft (in Stichworten)

- a) Ort in der Kirche
- b) Kommunikation und Begegnung
- c) Inhaltlicher Austausch
- d) Geld und Projekte

3. Diskussion um die Partnerschaft

- a) Umgang mit Konflikten
- b) Die Bedeutung des Bischofswechsel in Cajamarca
- c) Partnerschaft als neue Form des Kolonialismus?

4. Partnerschaft als Sakrament

5. Partnerschaft - eine Option für die Armen

Einleitung

Bereits in der Überschrift des Artikels werden zwei Aspekte herausgehoben, um die es hier vorrangig geht. „Gemeinsam auf dem Weg“ weist auf die spezielle Beziehung zur Diözese Cajamarca hin. Der Titel wurde in Anlehnung an „Vamos Caminando - Machen wir uns (gemeinsam) auf den Weg“ gewählt. Dem liegt das biblische Bild des Volkes Gottes zu Grunde, das den Ruf Gottes hört und das sich unter seiner Führung auf den Weg aus der Sklaverei in das Gelobte Land macht. Im Neuen Testament ist es u.a. das Bild von den Jüngern von Emmaus, die sich enttäuscht von Jerusalem abwenden und denen auf dem Weg mit einem Fremden, Unbekannten ein Licht aufgeht. Sie erkennen den auferstandenen Christus, als er mit ihnen das Brot bricht. Gemeinsam als Volk Gottes auf dem Weg sein (Umkehr, Aufbruch), miteinander teilen, was der Mensch zum Leben braucht und die österliche Erfahrung der bleibenden Gegenwart Gottes, sind die tragenden Fundamente christlichen Glaubens und von „Kirchesein“. Sie sind auch die Fundamente einer christlich verstandenen Partnerschaft (sowohl einer Partnerschaft zwischen zwei Menschen als auch einer Partnerschaft zwischen christlichen Gemeinschaften). Das Volk Gottes ist stets als Gemeinschaft unterwegs. Dieses Volk ist in (mitunter sehr) verschiedenen Gruppen organisiert, den Gemeinden weltweit. Die Gemeinde als überschaubare Gemeinschaft von Menschen, die den Ruf Gottes hören, sich (mit anderen Gemeinden) auf den Weg machen, das Brot miteinander brechen und sich so als Tischgemeinschaft erfahren, repräsentiert stets auch die gesamte Kirche, sie ist Kirche im Vollzug, sie ist Kirche. Sie ist diese Kirche um so authentischer, wenn sie in ihrem Vollzug und in ihrer Praxis die anderen Gemeinden in der Welt nicht ausschließt (was sie per definitionem gar nicht kann), sondern wenn sie gerade diejenigen in ihr konkretes Leben mit einschließt, die sonst nach den global herrschenden ökonomischen Gesetzmäßigkeiten dieser Welt ausgeschlossen werden. Dem ausgegrenzten Volk offenbart Gott seinen Namen und als das Volk Gottes auf den Ruf hört und sich auf den Weg macht, erfährt es diesen Gott als Gott der Befreiung, der sein Volk nicht im Stich lässt, sondern der immer da ist.

Wenn in einem zweiten Aspekt von Gemeindepartnerschaften die Rede ist, dann ist die Partnerschaft zweier Gemeinden in allen ihren Dimensionen (inhaltlich und strukturell) gemeint. Schließlich verstehen die befragten Gemeinden auch selbst ihre Partnerschaft als Gemeindepartnerschaft. War der Begriff der Gemeindepartnerschaft vor noch nicht allzu langer Zeit nur selten anzutreffen, so ist es vor allem seit den achtziger Jahren zu einer inhaltlichen Vertiefung gekommen. Die Zahl der Gemeindepartnerschaften hat stark zugenommen. Das hat aber auch zu einer wahren Inflation und damit zu einer Gefahr der Verwässerung des Begriffes beigetragen. Unter dem Titel „Partnerschaft“ werden von immer mehr Gemeinden kleinere Projekte in Eigenregie finanziert bzw. bisherige Spendenaktivitäten weitergeführt. Alle an der Befragung teilnehmenden Gemeinden wollen jedoch über dieses (Anfangs-) Stadium ihrer Partnerschaft hinaus, sie befinden sich auch in dieser Hinsicht „auf dem Weg“. Dieser Weg soll im folgenden beschrieben werden.

Im ersten Teil werden die peruanischen und deutschen Partnergemeinden vorgestellt und kommen selbst zu Wort. Die Stimme der peruanischen Partnergruppen ist von entscheidender Bedeutung. Ihre Bedürfnisse haben Priorität. Institution Kirche und Wissenschaft (Theologie) haben von daher entweder eine dienende Funktion oder sie sind entbehrlich. Eine Option für die Armen rückt die Armen in das Zentrum (d.h. andere Optionen und Interessen sind sekundär) und sie ist Ausgangspunkt für weitere Überlegungen. Die Vorstellung der Gemeinden (der Basis) ist die Plattform (Basis) für die beiden folgenden Teile. Sie ist die Interpretationsfolie sowohl für die Praxis der Partnergemeinden und deren Deutung als auch für die daraus abgeleiteten Lösungsvorschläge.

Im zweiten Teil steht die gelebte Praxis der Partnerschaften im Mittelpunkt. In ausgewählten Schwerpunkten wird auf strukturelle Defizite im Selbstverständnis und in der Praxis deutscher Gemeinden hingewiesen, so wie sie sich aus der Befragung der Gemeinden ergeben haben. Die Schwerpunkte wurden deshalb ausgewählt, weil in ihnen grundlegende Themen von Christsein und Kirchesein sichtbar werden und dies insbesondere im Vergleich mit peruanischen Partnergemeinden (vor allem in ihren jeweiligen Basisgruppen). Grundlage für die entsprechenden Vergleiche und Feststellungen bilden die Antworten aus den Fragebögen, die von allen Partnergruppen bearbeitet wurden. Es wäre interessant zu sehen, wie eine deutsche Partnergemeinde ihrer peruanischen Partnergemeinde ihren eigenen Kontext den Partnern gegenüber beschreiben und vermitteln würde (was hier nicht geschehen ist).

Im dritten Teil wird die Partnerschaft schließlich als Lernfeld präsentiert - als ein Ort, in dem das eingeübt werden kann, was deutschen Gemeinden (und Kirche) offensichtlich so schwer fällt: Einheit von Sozial und Pastoral; Gemeindeverständnis und Kirchesein; Option für Arme; Partnerschaft als ganzheitlicher Vorgang. In der Begegnung mit peruanischen Partnergemeinden können deutsche Gemeinden eine Orientierung für ihren Weg finden. Auf diesem Weg wird Gott sich ihnen zu erkennen geben als der, der bereits mit ihnen auf dem Weg ist.

I. Teil: Die Partnergemeinden¹

1. Die peruanischen Gemeinden

Die Vorstellung der peruanischen Gemeinden fällt in der Regel knapp aus, denn in den danach folgenden Vorstellungen der deutschen Gruppen sind ebenfalls Informationen über ihre Partnergemeinden enthalten. Es wird jeweils die peruanische Gemeinde vorgestellt, denn auf peruanische Seite bestehen keine den deutschen Partnerschaftsgruppen entsprechende Partnerschaftsgruppen. Die peruanische Partnergemeinden werden im Kontext der pastoralen und sozialen Entwicklung der Diözese Cajamarca vorgestellt². Die größten und wichtigsten Partnergruppen wurden eigens befragt. Diese befragten Gruppen repräsentieren gleichzeitig die seit 1962 von Bischof Dammert begonnene „Öffnung der Kirche“ im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Drei peruanische Partnergemeinden sind in der Stadt Cajamarca zuhause (San Pedro, Mollepampa, Guadalupe), sind aber dennoch keine typischen städtischen Gemeinden, denn sie legen den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf die Randzonen der Stadt (Armenviertel), die hauptsächlich von (ehemaligen) Campesinos „bewohnt“ werden. Zudem haben diese Gemeinden ein weites Hinterland mit ländlichen Zonen.

Pfarrei „San Pedro“, Cajamarca (Partnerschaft St. Georg, Ulm): Pfarrer von San Pedro ist seit 1958 Lorenzo Vigo. Zur Pfarrei San Pedro gehören 24 Comunidades (mindestens 20.000 Campesinos), Randzonen der Stadt (Armenviertel) und ein bürgerlicher Kern in der Stadt. Acht Comunidades der Landzone von San Pedro haben sich auf eigene Initiative zu einer pastoralen Gemeinschaft zusammengeschlossen („Asociación de las Comunidades del Cumbe“).

¹ Letztes „update“ Ende 1999, nach der Rückkehr von einem achtwöchigen Besuch in Cajamarca.

² Siehe den einführenden Artikel: Cajamarca - eine Diözese in den Anden Perus; ebenso den Beitrag von Luís Mujica: Die Pädagogik der pastoralen Aktion: Die Kirche von Cajamarca 1962 - 1992

Die Katecheten dieser Gemeinschaft („Seelsorgeeinheit“) sind auch Multiplikatoren für andere Comunidades.

Einen weiteren Schwerpunkt bildet die Arbeit der Mütterklubs. Die verantwortlichen Frauen der Mütterklubs der Pfarrei San Pedro treffen sich jede Woche einmal nachmittags. In den einzelnen Mütterclubs finden ebenfalls wöchentliche Treffen statt. Die Frauengruppen leben in den Randzonen der Stadt (vier Gruppen) oder in naher Umgebung der Stadt auf dem Land (drei Gruppen).

Erläuterungen zu San Pedro (aus den Unterlagen von St. Georg, 1997)³: „Ende 1992 drastischer Einbruch: unsere (und der Campesinos) Vertrauensleute wurden rausgeworfen, zeitgleich mit dem Bischofswechsel. Einfrieren der Kontakte und ‚Neubeginn‘ mit direkten Beziehungen zu den Comunidades, Mütterklubs etc. Den jetzigen Mütterklubs (sieben) wird seit 1993 der Zugang zur Pfarrkirche San Pedro verwehrt. Bitten um ein Gespräch mit dem Pfarrer, mit Caritas und dem Bischof blieben unbeantwortet. In der Nachbarpfarre Guadalupe mit deren Pfarrern Segundo Alarcón und Francisco Centurión fanden sie ‚Asyl‘. Es besteht eine enge Zusammenarbeit mit den Landkatecheten. Die Partnerschaft ‚funktioniert‘ ohne Hauptamtliche, sowie ohne institutionelle Unterstützung und Fremdgelder (außer der Partnerschaft). Vorläufiges Ergebnis: Allein Partnerschaft ermöglicht pastorales Leben (Kirche)“.

Pfarrei „Nuestra Señora de Guadalupe“, Cajamarca (Partnerschaft mit St. Pankratius, Ostrach): Die Pfarrei hat im Unterschied zu San Pedro keinen städtischen Kern und auch keine größeren Landzonen. Der Schwerpunkt der Pastoral liegt seit 1995 eindeutig in der Arbeit in den Armenvierteln am Stadtrand. Die beiden Pfarrer hatten bis zuletzt große Bedenken gegen eine Partnerschaft, sie sahen in der „Partnerschaft“ ihres Vorgängers mit der Gemeinde Ostrach kein nachahmenswertes Beispiel. Eine Pfarrkirche wurde 1997 aus eigenen Kräften vollendet. (Die Pfarrer: „Wenn die Leute selbst ihr Gotteshaus bauen, werden sie sich dann auch dafür verantwortlich und darin heimisch fühlen“). 1998 ließen sich die beiden Pfarrer und Gruppen der Pfarrei von den Vorzügen (vor allem spiritueller Art) einer Partnerschaft überzeugen. Am Beispiel der Pfarrei San Pedro hatten sie erlebt, was Partnerschaft bedeuten und bewirken kann. Die beiden Pfarrer animieren die selbständige Arbeit von Gruppen. Sie sind die beiden beliebtesten Pfarrer Cajamarcas und Umgebung und sie haben das volle Vertrauen vor allem der armen Bevölkerung (die über 80% der Gesamtbevölkerung ausmacht).

Pfarrei „Espíritu Santo“, Mollepampa, Cajamarca (Partnerschaft mit „Hl. Kreuz“, Castrop-Rauxel). Diese Pfarrei ist die jüngste Pfarrei der Diözese. Sie liegt dort, wo die Stadt Cajamarca sich in den nächsten Jahren am schnellsten („unkontrolliert“) ausdehnen wird. Pfarrer Rolando Estela⁴ schreibt in einem Vorstellungsbrief vom 9. 11. 98 an die neue Partnergemeinde „Hl. Kreuz“: „Noch habe ich keine zwei Jahre mit dieser Aufgabe verbracht, aber ich bin schon sehr zufrieden. Auf materieller Ebene fehlt mir fast alles. Aber auf der menschlichen Ebene bin ich sehr zufrieden. Die Menschen hier machen gerne mit. Fast alle sind Migranten (im Stadtrandgebiet). Im ländlichen Teil sind es achtzehn Dorfgemeinschaften, extrem verarmt. Ich habe große Freude daran, dort zu arbeiten, denn ich bin auf dem Land geboren und wünsche, meiner Campesinowelt weiterhin nahe zu bleiben. Die fortschreitende Verarmung hat eine massive Landflucht zur Stadt hin hervorgerufen, vor allem seitens der Jugend. Sie ist sehr darauf bedacht, Arbeit oder irgendeine Möglichkeit für eine Ausbildung zu finden. Auf diese Weise ist die Einwohnerzahl von Cajamarca in einem Zeitraum von dreißig Jahren von 30.000 auf 130.000 gestiegen. Von diesen wohnen 18.000 im Umfeld meiner

³ In dem Beitrag der Gemeinde St. Georg „Die Partnerschaft der Gemeinde St. Georg mit San Pedro, Cajamarca“ wird ausführlich der Weg dieser Partnerschaft beschrieben.

⁴ Rolando Estela stammt aus der Landzone von Chugur (Bambamarca), von 1981 - 1988 war er Pfarrer in Bambamarca. Seit 1993 ist er der Verantwortliche für die Landpastoral in der Diözese.

im Aufbau befindlichen Gemeinde, mit der Aussicht, dass sich diese Zahl in absehbarer Zeit verdreifacht“. Aus einem Brief 1999: „Wir haben uns entschieden, so schnell wie möglich mit der Aus- und Weiterbildung der Katecheten, die wir schon haben, zu beginnen. Durch die Arbeit der Katecheten möchten wir erreichen, dass die Kirche auch in Gebieten präsent wird, wo es jetzt noch keine Pastoralarbeit gibt. Wir wollen diese Arbeit auch so schnell als möglich auf die ländlichen Gebiete ausweiten; denn diese sind in unserer erst kürzlich gegründeten Pfarrei die am meisten vernachlässigten und verarmten Gebiete.“

Die beiden typischen Stadtgemeinden, die Domgemeinde (Pfarrer Jorge León⁵, Generalvikar und rechte Hand des Bischofs) und die Pfarrei San Sebastián (Pfarrer Pedro Cáceda, vorher von 1980 - 1993 Pfarrer in Tembladera) haben keine Partnergemeinde im Ausland. Sie betreiben eine Pastoral, die auf die Interessen und Bedürfnisse der städtischen bürgerlichen Mittel- und der Oberschicht zugeschnitten ist. Unter Bischof Dammert gehörten auch zu diesen beiden Pfarreien Randbezirke der Stadt und Landzonen, inzwischen wurden diese Gebiete abgetrennt. Während die beiden „Armengemeinden“ Mollepampa und Guadalupe von zusammen drei Priestern betreut werden, die das volle Vertrauen der Armen und aktiver Basisgruppen besitzen und vom Bischof mit großem Misstrauen bestenfalls geduldet werden, besitzen die beiden typischen Stadtpfarreien und ihre Pfarrer die volle Unterstützung des Bischofs. Sie bilden zusammen mit den Pfarrern von Bambamarca den stärksten Rückhalt für den Bischof.

Die drei größten Pfarreien der Diözese sind die Pfarreien in Bambamarca, Celendín und Cajabamba, bezogen sowohl auf die Ausdehnung als auch auf die Bevölkerungszahl (jeweils ca. 100.000 E., davon über 90% Campesinos). Die drei genannten Orte sind je etwa 110 - 120 km von Cajamarca entfernt und bilden für die jeweilige ländliche Region das städtische Zentrum mit einem ländlichen Hinterland von der Größe der Pfalz (etwa 100 km Durchmesser).

Pfarrei „San Carlos“ in Bambamarca (Partnerschaft mit St. Martin, Dortmund). Auf die Pfarrei in Bambamarca wird in gesonderten Artikeln eigens eingegangen⁶, daher an dieser Stelle nur einige Grunddaten: In Bambamarca begann Anfang 1963 das, was später die Diözese Cajamarca landesweit bekannt machen sollte: eine befreiende Pastoral auf der Basis einer Option für die verachtete Landbevölkerung und der Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils. Seit 1963 bis heute darf eine deutsche Gemeinde diesen Prozess begleiten. In Bambamarca gab es die ersten Campesino-Katecheten Perus, es entstanden Genossenschaften der Pfarrei, die Campesino-Zeitung „El Despertar“ und das Glaubensbuch „Vamos Caminando“⁷, die Rondas in ihrer spezifischen Eigenart und die Campesinoschule „Alcides Vásquez“. Einen ersten Bruch in der bis dahin kontinuierlichen Entwicklung gab es 1992/93, zeitgleich mit dem Bischofswechsel. Seit dem 19. März 1997 sind Priester in Bambamarca tätig, die dem Opus Dei nahe stehen und die laut eigenen Aussagen den Auftrag haben, „nach über dreißig Jahren pastoraler Verirrungen die Menschen unter der Führung der Kirche wieder auf den rechten Weg zu bringen“.

Pfarrei „Inmaculada Concepción“, Celendín (Partnerschaft mit St. Michael, Grenzach-Wyhlen): Celendín sollte nach Bambamarca das zweite Zentrum für die Landpastoral werden. Drei spanische Priester gaben Mitte der sechziger Jahre nach einem Jahr auf und kehrten nach Spanien zurück. Seit 1969 ist Antero Mundaca, einer der drei Priester, die 1963 in Bambamarca einen Neuanfang starteten, als Pfarrer in Celendín. Doch konnte und wollte er die Er-

⁵ Jorge León hat im Mai 99 das Priesteramt niedergelegt, sein Nachfolger ist Manuel Álvarez.

⁶ „Bambamarca, das Pilotprojekt von Bischof Dammert“.

⁷ Zu „Despertar“ und „Vamos Caminando“, siehe: „Die Stimme der Campesinos“

fahrungen aus Bambamarca nicht auf Celendín übertragen, obwohl die Ausgangslage ähnlich war. An seiner Person scheiterte eine erste Partnerschaft mit einer deutschen Gemeinde. Auch die Beziehungen zur Diözese waren nicht nur wegen der schlechten Straßenverbindungen gestört. Trotzdem gelang es - teilweise von Bambamarca aus - Ansätze einer Landpastoral zu entwickeln. Spanische Schwestern hatten daran einen Anteil. Mit ihnen wurde auch die zweite Gemeindepastoral geschlossen, die bis heute besteht. Allerdings haben die Schwestern inzwischen einen Kurswechsel vollzogen, Landpastoral gehört nicht mehr zu ihren Schwerpunkten. Die zwei Pfarrer, die seit 1994 wieder mit einer Landpastoral beginnen wollten, wurden seitens des Bischofs isoliert und hatten einen schweren Stand⁸. Antero Mundaca wurde inzwischen aus Gesundheitsgründen als verantwortlicher Pfarrer abgelöst. Die Gruppen der Pfarrei Celendín hatten zu keiner Zeit partnerschaftliche Direktkontakte mit den Partnern in Deutschland. Auf eine Zusatzfrage nach den partnerschaftlichen Beziehungen (siehe: Stimme von Campesinos weiter unten) antworten sie:

„Wir wollen und erhoffen ab sofort eine Zusammenarbeit mit der deutschen Pfarrei.* Wir wissen, dass Cajamarca Hilfe bekommt von der deutschen Pfarrei. Wir dagegen in Celendín erhalten keinerlei Hilfe. Wir machen unsere Versammlungen dank der Anstrengung unserer Priester. Ihrer Anstrengung verdanken wir auch eine kleine Apotheke, die eine Hilfe für die am meisten Bedürftigen darstellt. Außerdem haben wir ein kleines Solidaritätskomitee, das ebenfalls eine große Hilfe für die Ärmsten unserer Comunidades darstellt. Unsere Pfarrei erhält keine Hilfe von außen“.

* Das Problem der Partnerschaft in Celendín mit der deutschen Partnergemeinde stellt Rolando Estela in seinem Kommentar am Ende des Kurses heraus (die Analyse wurde von ihm an die Tafel geschrieben): „Alle Katecheten, die Vertreter aller Zonen, hörten zum erstenmal von der ‚Partnerschaft‘ mit einer deutschen Pfarrei und reagierten entsprechend verwundert. Auch die beiden Pfarrer Lázaro und Segundo wissen keinerlei Details über die ‚Partnerschaft‘. Padre Antero ist zur Behandlung seiner Krankheit (Parkinson) in Lima. Auch die Pfarrgruppen der Stadt wissen nichts von einer Partnerschaft. Mit wem hat demnach die Pfarrei Grenzach eine Partnerschaft? Die Arbeit der Pfarrei gibt Anlass zu großer Hoffnung. Doch sie erhalten weder materielle noch spirituelle Unterstützung, weder vom Bischof noch von der Partnergemeinde. Bei entsprechender Unterstützung könnte die Pastoralarbeit, insbesondere auf dem Land, erheblich an Kraft gewinnen“.

Ein Sonderfall stellt der Distrikt Cortegana dar, der offiziell zu Celendín gehört, allerdings wirtschaftlich und pastoral mehr nach Bambamarca orientiert und sehr abgelegen ist. Es ist eine wachsend besiedelte Gegend mit vielen Klimazonen zwischen 900 m und 4000 m Höhe. Dort war die Arbeit auch im Sinn von Bischof Dammert geführt worden (als Teil der Pastoral in Bambamarca). Es gibt heute noch ein zentrales Komitee in Dos de Mayo, einem Ort in der Jalca (Hochebene), das mit Castrop-Rauxel partnerschaftliche Kontakte pflegt. Es gibt auch noch selbstverantwortliche Komitees in den einzelnen Orten mit einem vom eigenen Glauben und Selbstverständnis her begründeten Auftrag für pastorale und soziale Arbeit. Sie arbeiten weitgehend selbständig und haben auch weiterhin ihr eigenes Taufbuch in der Zone. Die Zone soll nun von Celendín aus von einem neuen Priester betreut werden. Dieser Priester war bis vor kurzem (Mai 1999) noch Pfarrer in Magdalena, nun soll er im Auftrag des Bischofs Cortegana zurückgewinnen. Cortegana ist aber nur sehr mühsam zu Fuß zu erreichen und liegt je etwa 80 km sowohl von Bambamarca als auch von Celendín entfernt⁹.

⁸ Seit Ostern 1999 ist Miguel Garnett der verantwortliche Pfarrer von Celendín. Einer der beiden vorherigen Pfarrer (Segundo Valladares) hat 1999 das Priesteramt niedergelegt, der zweite Pfarrer (Lázaro Jara) ist weiterhin in Celendín und unterstützt Miguel Garnett.

⁹ Es handelt sich um Pedro Terrán. Dieser arbeitet aber inzwischen gut mit Miguel Garnett zusammen. Bischof Simón hat nicht genügend Priester, um seinen Auftrag der „Re - Evangelisierung“ besser ausführen zu können.

Pfarrei „San Nicolás de Tolentino“, Cajabamba (Partnerschaft mit „Maria Frieden“ in Hannover): Cajabamba ist eine Provinzstadt, auf mittlerer Höhe gelegen und mit einem weiten Hinterland: ein großes fruchtbares Tal des Rio Condebamba und ein kleiner Streifen am Marañon auf 1000 m und hoch bis zur Jalca (Hochebene) auf 4000 m. Fast alle Anbauzonen sind hier anzutreffen, was auch ideal für den Markt ist. Die Stadtbevölkerung war wohlhabend, denn es gab viele Haciendas oder zumindest Landgüter in der Nähe. Das Bergwerk Algamarca mit mehreren hundert Arbeitern gehört ebenfalls zur Provinz. Es gab größere Auseinandersetzungen in der Geschichte, Landbesetzungen; der „Leuchtende Pfad“ hatte einige Anhänger und es gab sehr viele Opfer, bis heute befinden sich angebliche Sympathisanten im Gefängnis. Auch kleinere Städte wie Cajabamba wachsen schnell und trotz einer abwechslungsreichen Vegetation herrscht eine Abwanderung vom Land in die Stadt.

Diese Pfarrei ist die älteste Pfarrei außerhalb von Cajamarca, bereits 1536 gegründet. Aber als letzte der großen Pfarreien wurde in Cajabamba mit einer befreienden Pastoral begonnen. Der Grund lag in dem fehlenden Personal, das Bischof Dammert zur Verfügung stand. Die Pfarrei wurde bis zu Beginn der achtziger Jahre von einer Ordensgemeinschaft geleitet, die sich vor allem um die Stadt kümmerte und die auf dem Land eher als Missionare im traditionellen Stil wirkten. Von 1981 - 1985 war Rudi Eichenlaub Pfarrer in Cajabamba. Seit dieser Zeit gibt es auch in abgelegenen Zonen der Pfarrei selbstverantwortliche Katecheten. Die Pastoral im Sinne von Bischof Dammert mit einigen Priester- und Laienteams hat einige prägende Spuren hinterlassen, die man noch am besten im Distrikt Cauday beobachten kann. Diese Entwicklung wurde aber empfindlich durch das Aufkommen des Terrorismus seitens des Sendero Luminoso gestört. Im Unterschied zu Bambamarca gab es noch keine „flächendeckende“ und stabile Organisation der Campesinos, so dass es Sendero gelang, „befreite Zonen“ auf dem Gebiet der Pfarrei zu errichten. Staatliche Organe verdächtigten die Pfarrei der Zusammenarbeit mit Sendero, engagierte Mitarbeiter der Pfarrei wurden verhaftet¹⁰. In diese Zeit gehören die Partnerschaften mit Hannover und (zeitweise) Bochum. Unterstützt wurde von dort die Umsiedlung von Alpakas, die Errichtung eines pastoralen Zentrums in Cajabamba, das eher ein Schattendasein führt und danach kleinere soziale Projekte, die nicht mehr über die Pfarrei liefen. In den letzten Jahren wurde die Pfarrei wieder Ordenspriestern übergeben, die eine traditionelle Pastoral für die Stadt betreiben. Die wenigen verbliebenen „alten“ Katecheten haben keinen großen Einfluss mehr und sind isoliert. Wegen der nicht mehr vorhandenen Infrastruktur in der Diözese (in Bezug auf Landpastoral, Kursangebote, Erfahrungsaustausch etc.) haben sie auch keine Möglichkeit, an den Erfahrungen in anderen Regionen zu partizipieren. Es herrscht wieder eine Situation wie bis 1981. Die Partnerschaft ist damit ausgelaufen¹¹, die neuen Oblatenpriester haben dafür kein Verständnis. Sie wurden von Bischof Simón wie andere Neuankommende entsprechend vorbereitet und darauf eingestellt, keine Partnerschaften, wie sie von deutschen Gemeinden verstanden wird, zu akzeptieren (ausgenommen Geld).

Die sechs Partnergemeinden San Miguel (am unzugänglichsten), Namora und San Marcos (an der Straße und halbe Wegstrecke nach Cajabamba), Magdalena und San Pablo (auf der Straße an die Küste) und La Encañada (auf der Straße und halbem Weg nach Celendín) sind von der Struktur her mit den drei größten Pfarreien vergleichbar, nur sind das jeweilige Zentrum und das Hinterland kleiner.

¹⁰ Hervorzuheben ist der Fall Anita Gavarett, eine französische Laienschwester, die 1984 des Terrorismus angeklagt wurde. Nach Intervention französischer Regierungsstellen wurde sie dann nach Frankreich abgeschoben. Sie leidet noch heute unter den Folgen der Haft.

¹¹ Im Oktober 1999 erklärte die Pfarrei „Maria Frieden“ die Partnerschaft offiziell für beendet. Der noch vorhandene Geldbetrag wurde über Rudi Eichenlaub nach Cajamarca (an Alois Eichenlaub) weitergeleitet mit einer Zweckbestimmung für Cajabamba. Ansprechpartner in Cajabamba und konkrete Verwendung bleiben offen.

Pfarrei „San Miguel Arcángel“ in San Miguel (Partnerschaft mit St. Johannes, Emmendingen). In San Miguel wurde die erste Messe auf dem Boden der Diözese Cajamarca gefeiert, wenige Tage bevor Pizarro mit seiner Truppe von San Miguel aus nach Cajamarca weitermarschierte. Über viele Jahrhunderte versank San Miguel danach in Vergessenheit. In den achtziger Jahren haben Redemptoristen in einer intensiven Arbeit mit einem Neuanfang begonnen und viel geleistet. Vor allem der verstorbene Pater Nicasio hat gute Mitarbeiter ausgebildet. Es war ein mit Bischof Dammert abgesprochener zeitlich begrenzter Arbeitsplan, eher in der Art einer intensiven Volksmission. Noch Anfang der achtziger Jahre hatte es in der Gegend keinen ansässigen Priester oder pastorale Mitarbeiter gegeben. Nach dem Weggang der Redemptoristen konnte die begonnene Arbeit nicht weitergeführt werden. Die gegenwärtige Pastoral von zwei jüngeren peruanischen Priestern ist davon geleitet, weder einige Gruppen, die im Sinne Bischof Dammerts weiter arbeiten wollen, zu behindern, noch sich mit Bischof Simón anzulegen und z.B. Katecheten auszubilden. Im Sommer 1999 hielt sich ein pensioniertes Ehepaar für einige Monate im Rahmen der Partnerschaft zu Emmendingen in San Miguel auf (die Eltern eines „Voluntarios“, der vorher schon ein Jahr in San Miguel war). Weil sie wenig spanisch konnten, kehrten sie früher als geplant, aber sehr beeindruckt von der Armut und der Gastfreundschaft der Campesinos, nach Cajamarca zurück.

Geographisch gesehen ist San Miguel eine riesige Zone zwischen Küste und Jalca mit ganz vielen Orten und geprägt von unzähligen Minifundien. Bis vor wenigen Jahrzehnten gab es noch Gegenden mit wertvollen Naturwäldern, die heute alle abgeholzt sind und nur in geringem Ausmaß aufgeforstet werden. San Miguel und Llapa sind die einzigen nennenswerten Ortschaften mit mehr als 500 Einwohnern. Wirtschaft und Handel sind zur Küste hin ausgerichtet. Es gab eine größere Produktion von Käse und Webarbeiten, die allerdings zur Zeit durch Geldmangel potentieller Käufer zunehmend an Absatz verliert. Größere soziale Bewegungen sind nicht bekannt. Heute gibt es eine Goldmine bei Llapa, die gerade im Augenblick größere Konflikte mit der Bevölkerung verursacht, weil sie dabei ist, das gesamte Trinkwasser abzugraben. Es regt sich Widerstand gegen die Goldmine¹² und gegen den Bischof¹³, der von der Bevölkerung als ein Verbündeter der Mine eingeschätzt wird

Pfarrei „San Marcos“ in San Marcos (Partnerschaft mit Hl. Dreifaltigkeit, Freiburg). Die Provinz San Marcos besteht aus einem großes Tal mit dem eher historischen Zentrum Ichocán und dem heutigen riesigen Sonntagsmarkt in San Marcos. Dazu kommt eine Zone in Richtung Marañon, die frühere Hazienda La Pauca, die wegen der Härte der Unterdrückung der Campesinos berüchtigt war. Es gab hier schwerwiegende Auseinandersetzungen um Land. In den achtziger Jahren hat außer dem „Leuchtenden Pfad“ auch die MRTA („Movimiento Revolucionario Túpac Amaru“) hier zeitweise Fuß gefasst. Ichocán ist höher gelegen, San Marcos selbst liegt unterhalb auf etwas über 2000 m Höhe. Die Entfernung nach Cajamarca beträgt sechzig km. Der Sonntagsmarkt ist sehr bedeutend, vor allem der Viehmarkt, er bringt Produkte aus verschiedensten Klimazonen zusammen.

Beide Pfarreien (Haupt- und Pfarsitz Ichocán, erst seit Bischof Simón wieder zwei unabhängige Pfarreien) waren beteiligt am Erneuerungsprozess unter Bischof Dammert. Die Region San Marcos war in den sechziger Jahren als ein pastorales Zentrum der Erneuerung für den südlich von Cajamarca gelegenen Teil der Diözese vorgesehen. Seit 1965 konnte ein französischer Priester einiges in dieser Hinsicht anstoßen. Bis in die achtziger Jahre arbeiteten in der

¹² Im November 1999 fand in San Miguel das Treffen aller Rondas des Departements statt, um eine gemeinsame Plattform gegen die Praktiken der Minengesellschaften zu organisieren.

¹³ Darauf Bezug nehmend, pflegt Bischof Simón folgende Anekdote (als Witz) zu erzählen: „Mir geht es wie einem Freund von mir. Als dieser als neuer Bischof in eine Diözese in Ekuador kam, waren alle Priester zerstritten, doch innerhalb kurzer Zeit hatte er es fertig gebracht, alle Priester zu einen: nämlich nun waren alle geschlossen gegen ihn“.

Region vorwiegend französische und belgische Mitarbeiter. In der Provinz sind die Jahre über viele Projekte gelaufen, sowohl von nichtkirchlichen als auch von kirchlichen NRO. Von 1985 - 1989 war Rudi Eichenlaub als Priester in der Region (verantwortlicher Pfarrer war ein peruanischer Priester). Heute ist Ichocán die einzige Pfarrei, die unter dem neuen Bischof weiter mit Katecheten arbeitet, weil die kanadischen Schwestern, die Ichocán betreuen, sich nicht einschüchtern lassen. Die partnerschaftliche Beziehung zu San Marcos von Seiten der Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit in Freiburg ist sehr lebendig. Sie hat als Adressaten nicht die Pfarrei, sondern eine demokratisch organisierte Gruppe, die sich inzwischen als NRO konstituiert hat. Alle finanzielle Hilfe läuft seit fast zehn Jahren ausschließlich über ein von der Pfarrei unabhängiges Komitee. Die Freiburger Gemeinde unterhält auch keine Kontakte zu den Schwestern von Ichocán. Die Pfarrer von San Marcos bemühen sich, die Vorgaben von Bischof Simón umzusetzen. In ihrer Aufgabe sollen sie durch eine Schwesterngemeinschaft unterstützt werden, die bald nach San Marcos kommen soll.

Pfarrei „San Lorenzo“ in Namora und Matara (Partnerschaft mit Pfarrei St. Johann, Freiburg). Beide Orte stehen unter der Verwaltung der Stadt Cajamarca. Die Zone ist immer Einzugsgebiet von Cajamarca gewesen. In Matara, etwas weiter von Cajamarca gelegen, gibt es Landgemeinden mit eigener Kultur, die San Marcos sehr ähnlich ist. Die Milchwirtschaft ist vorherrschend. Wirtschaftlich wichtig war daneben die Aufforstung der Zone durch belgische NRO und eine Fischzucht in Matara. Es gibt überdurchschnittlich viel Wasser mit kleineren Zuflüssen, was die Kleinbauern noch mehr am Ort hält als in anderen Zonen. Aber Cajamarca und die Küste wirken auch hier vor allem für die Jüngeren als Magneten.

Pastoral gesehen ist erst Mitte der achtziger Jahre eine Teilnahme an der erneuerten Pastoral von Bischof Dammert in Gang gekommen, vor allem durch den Diakon Demetrio Byrne (von 1993 - 1997 Pfarrer in Bambamarca, siehe Bambamarca) und danach bis 1993 durch Rolando Estela. Heute stagniert diese Bewegung aus Mangel an Personal. Américo Becerra, der Pfarrer der Pfarrei, ist auch Partnerschaftsbeauftragter der Diözese. Sowohl in dieser Eigenschaft als auch als Gemeindepfarrer versucht er möglichst wenig anzuecken. Impulse für die Landpastoral sind von ihm nicht zu erwarten. Die Partnerschaft mit der Pfarrei St. Johann in Freiburg war schon mit einigen Besuchen verbunden, hat aber auf beiden Seiten größere Schwierigkeiten, die weniger mit der neuen pastoralen Linie der Diözese zu tun haben als mit den besonderen Umständen in den handelnden Personen hier und dort.

Pfarrei „Santa Maria Magdalena“ Magdalena (Partnerschaft mit St. Maria Magdalena, Tiefenbronn). Die Pfarrei liegt im Tal des Jequetepeque an der Zufahrtsstraße nach Cajamarca und umfasst Klimazonen zwischen 1000 m und 3500 m Höhe. Die Orte im Tal wie San Juan, Magdalena, Chilete und andere kleine Orte sind durch Hochwasser bedroht, so wie letztes Jahr durch „El Nino“, unter denen sie viel gelitten haben. Es werden oberhalb des Staudamms „Gallito Ciego“ Reis und Früchte angebaut, die in Cajamarca verkauft werden können.

Erst seit 1987 ist Magdalena Pfarrei. Die oberhalb des Tales gelegenen Landzonen gehörten zur Pfarrei San Pedro und die dort ausgebildeten Katecheten arbeiten bis heute mit den übrigen Katecheten in San Pedro zusammen. Die Talzone wurde von Schwestern (Augustinerinnen) aus Mallorca/Ibiza mitbetreut, die ihren Arbeitsschwerpunkt in der Provinz Contumazá hatten. Diesen Schwestern hatte Bischof Dammert die Gemeindeleitung der neu gegründeten Pfarrei übertragen. Bis 1992 entwickelten die Schwestern vielversprechende Ansätze einer erneuerten Pastoral (ohne aber von einer echten Landpastoral sprechen zu können). Durch den Bischofswechsel wurden diese Ansätze abgebrochen. Zuerst wurde den Schwestern die Gemeindeleitung entzogen (erster von Bischof Simón ernannter Pfarrer war Jorge Drago), dann wurde die engagierte Oberin und ehemalige Gemeindeleiterin aus der Pfarrei herausgedrängt. Sie lebt heute in Spanien. Die übrigen Augustinerinnen sind noch in der Pfarrei. In den letzten

Jahren kam es zu häufigen Pfarrerwechseln, zuletzt wieder im Mai 1999 (wegen Differenzen mit den Schwestern). Die Partnerschaft mit Tiefenbronn basierte zuerst allein auf dem guten Kontakt mit der Gemeindeleiterin. Nach dessen Rauswurf kam es zum Stillstand, bis Ende 1998 auf einer Besuchsreise der für die Partnerschaft allein verantwortliche Vertreter der Gemeinde Tiefenbronn sich mit dem Bischof arrangierte und angetan von dessen Aufgeschlossenheit und Toleranz nach Tiefenbronn zurückkehrte.

Pfarrei „San Pablo“, San Pablo (Partnerschaft mit Pfarrer Michael Hergl, Pfarrer in Neuho-fen). Es ist eine relativ kleine Gemeinde, oberhalb des Flusses Jequetepeque gelegen. Wirt-schaftlich und soziologisch ist sie vergleichbar mit Magdalena und San Miguel. Die archäolo-gische Stätte Kuntur Huasi, die auf dem Gebiet von San Pablo liegt, hat in allerletzter Zeit große Bedeutung gewonnen, nachdem die Japaner mit Ausgrabungen begonnen haben.

Es handelt sich bei dieser Partnerschaft eher um den Versuch, Bedingungen für den Beginn einer Partnerschaft herzustellen. Diese Bemühungen scheitern aber an dem Gemeindepfarrer und den Ordensschwestern, die von Bischof Simón nach Angaben der Schwestern vor der Aufnahme einer Partnerschaft gewarnt wurden (und auch entsprechend indoktriniert, Michael Hergl ist ein Neffe von Alois Eichenlaub). „Eine Laiengruppe aus Neuho-fen besuchte die Partnergemeinde, es kam nur zu einer triumphalistischen Messe“ (laut einem Bericht aus San Pablo). Zur Zeit Bischof Dammerts waren es Ordensschwestern, die den Anschluss an die diözesane Bewegung geschafft haben und im Sinne von Bischof Dammert gearbeitet haben. In San Pablo gab es unter Dammert keinen sesshaften Priester, eine priesterliche Aushilfe kam ab und zu aus San Miguel. Damals wären auch die Bedingungen für eine Partnerschaft vorhanden gewesen. Es besteht ein lockerer Kontakt zu einer der Frauengruppen, die zur Zeit Bischof Dammerts entstanden sind und die sich nicht vereinnahmen lassen von der neuen Pfarrleitung. Sie bildeten einen eigenen gemeinnützigen Verein und wollen weitermachen. Sie versuchen als gemeinnütziger Verein Kontakte zu finden zur offiziellen Kirche. Der jetzt dort von Bischof Simon angesiedelte Frauenorden beschränkt sich auf Schule und Sakramente und hat für die Landbevölkerung kein Auge mehr. In einem Interview mit Schwester Leandra Sil-va nennt sie als pastorale Schwerpunkte und als Hauptaufgabe¹⁴:

- Die Bekehrung der Herzen
- das Beispiel Marias
- die Verehrung des Allerheiligsten Altarsakramentes
- das Gebet

Pfarrei „San Pedro“ in La Encañada St. Josef (Partnerschaft mit St. Josef in Herzogenrath). Die Pfarrei ist identisch mit dem Distrikt La Encañada, dem größten Distrikt der Provinz Ca-jamarca. In 104 Weilern (auf dem Land) wohnen etwa 27.000 Menschen, die „Stadt“ La En-cañada hat etwas mehr als 1.000 Einwohner, 96% der Bevölkerung leben demnach auf dem Land. Die Analphabetenrate der Frauen ist siebenmal höher als die der Männer.

Von 42.000 Liter Milch, die täglich im Distrikt produziert werden, werden lediglich 1,1% vor Ort konsumiert; 5,3% werden verbraucht für die Produktion von Milchprodukten und über

¹⁴ Diese Schwerpunkte werden hier deshalb extra hervorgehoben, weil Schwester Leandra Silva stellvertretend für die von Bischof Simón neu angeworbenen Ordensgemeinschaften spricht (sie ist auch verantwortlich für die Öffentlichkeitsarbeit der Diözese). Nach ihrer Aussage gab es in der Zeit vor Simón keine Pastoralarbeit in der gesamten Diözese, sondern nur sozialpolitischer Aufruhr und die Fundamente der Kirche wurden unter Dammert systematisch ruiniert. Die vier genannten Schwerpunkten sind für sich genommen sicher wertvolle Elemente einer Pastoralarbeit. In der Interpretation der Schwestern führen sie aber in der Praxis zumindest zu einer völligen Ausblendung der Lebenswirklichkeit.

93% werden von Nestlé angekauft¹⁵. Die Rinderbestand wird auf 25.000 Tiere geschätzt. Im Distrikt gibt es vier große Wochenmärkte (Viehmarkt, landwirtschaftliche Produkte). Es gibt etwa achtzig organisierte Gruppen, darunter sechzehn Mütterklubs und 24 Rondas, die aber in den letzten Jahren an Gewicht verloren haben.

Die Pfarrei wurde am Ende des 19. Jahrhunderts gegründet. Bis in die vierziger Jahre hatte die Pfarrei einen eigenen Pfarrer, dann über vierzig Jahre hinweg nicht mehr. Die Pfarrei wurde von der Stadt Cajamarca aus betreut (Kult und Patronatsfeste, die eine gute Einnahmequelle für den besuchenden Klerus darstellten). 1988 wurde der damalige Pfarrer von Cajabamba von Bischof Dammert zum Pfarrer der Pfarrei San Pedro ernannt. Drei Jahre später wurde auf Initiative von Bischof Dammert und dem damaligen Pfarrer von Herzogenrath, Konrad Mohr, die Gemeindeparterschaft der beiden Pfarreien ins Leben gerufen. Die Gemeinde Herzogenrath lud 1996 den Pfarrer der Partnergemeinde zusammen mit einem verantwortlichen Campesino nach Deutschland ein. Aus unerklärlichen Gründen kam der Pfarrer allein zu Besuch. In den letzten beiden Jahren (1997 - 1999) ist die Partnerschaft in eine große Krise geraten. Aus einem Bericht von Jorge Trigoso, der immer wieder für längere Zeit in Cajamarca war: „Die Schwierigkeiten gehen vom Pfarrer aus, nicht von den Gemeinschaften. Der Pfarrer lebt und propagiert einen absoluten Klerikalismus. Er allein ist das Zentrum. Deshalb liegt auch alles, was mit der Partnerschaft zu tun hat, allein in seinen Händen. Dies wurde zu Beginn der Partnerschaft noch nicht als Problem gesehen, ist aber in den letzten Jahren zu einem unüberwindlichen Problem geworden. Für die Mitglieder der Pfarrei in Herzogenrath macht eine Partnerschaft ohne Beteiligung der Laien keinen Sinn. Andererseits hat der Pfarrer von La Encañada praktisch seine Pfarrei verlassen. Auch wegen der Aufträge, die er vom Bischof von Cajamarca erhält, lebt er mehr in Cajamarca als in seiner Pfarrei. Wegen dieser Umstände wurde die Partnerschaft mit dem Pfarrer von La Encañada aufgehoben. Jetzt werden neue Wege gesucht, um mit einer Partnerschaft mit den Gruppen der Partnergemeinde einen Neuanfang zu beginnen. Erste Kontakt zu Frauengruppen wurden bereits geknüpft. Trotz der Entfernung, der Sprachgrenzen und anderer Hindernisse, hat man die Hoffnung auf eine fruchtbare Zusammenarbeit zum Wohle beider Gemeinden¹⁶“.

Eine Sonderrolle nehmen die Pfarreien Tembladera und Porcón ein. Tembladera unterscheidet sich darin von den übrigen Gemeinden, dass die gesamte Region mehr auf die Küste hin orientiert ist als nach Cajamarca, was sich z.B. neben unterschiedlichen Wirtschaftsstrukturen auch in der unterschiedlichen Mentalität und Religiosität der Landbevölkerung bemerkbar macht (im Unterschied zu den Campesinos des Hochlandes). Porcón ist die einzige „reine“ Campesinogemeinde, will heißen, dass es in Porcón kein dörflich/städtisches Zentrum gibt. Porcón gehörte bis 1991 zur Gemeinde San Pedro, Cajamarca und wurde stets von der Stadt aus betreut. Porcón war bis in die sechziger Jahre eine Hazienda. Eine Besonderheit besteht auch darin, dass in Porcón Quetschua gesprochen wird und aufgrund der Herkunft der von den Inkas zwangsumgesiedelten Menschen aus dem heutigen Ecuador noch eigenständige Traditionen und Gebräuche überlebt haben (wie sonst nur noch in Chetilla).

Pfarrei „Nuestra Señora del Carmen“ in Tembladera (Partnerschaft mit St. Magdalena in Herzogenaurach). Ursprünglicher Sitz der Pfarrei und wirtschaftliches Zentrum der Region war die Gemeinde „Santa Trinidad“ (Hl. Dreifaltigkeit). Sie liegt oberhalb des Tales und ist heute

¹⁵ Siehe den Artikel von Jorge Trigoso, Herzogenrath: „Multis, Markt und Dritte Welt: Nestlé in Cajamarca“

¹⁶ Pfarrer Efraín Castillo ist auch Beauftragter der Diözese in Fragen der Menschenrechte. Er ist Leiter der Stelle „Vicaría de solidaridad“. In dieser Eigenschaft ist er der Ansprechpartner für die Betreiber der Goldminen, die hin und wieder der Diözese (repräsentiert durch den Bischof) eine Spende zukommen lassen. Eine gründliche Auseinandersetzung mit der Problematik der Goldmine wird an anderer Stelle noch geführt werden müssen.

eine von drei Landzonen von Tembladera. Zu Santa Trinidad gehören acht weitere Comunidades, zur Pfarrei insgesamt gehören etwa 45 sehr kleine Comunidades. Schwerpunkt der Pastoralarbeit ist aber bis heute die Stadt Tembladera. In der Stadt gibt es dreizehn organisierte kirchliche Gruppen, in Trinidad zwei weitere Gruppen. Die beiden anderen großen Landzonen sind pastoral noch nicht erschlossen. Eine Gruppe landloser Campesinos hat sich der Pfarrei anvertraut, seit diese den Versuch unternimmt, eine befreiende Pastoralarbeit auf dem Land zu beginnen. Die Partnergemeinde in Herzogenaurach unterstützt und ermutigt die Partner auf diesem Weg. Die achtziger Jahre waren geprägt vom „Kampf um den Staudamm“ (siehe Artikel: „Wasser fürs Leben“). Seit 1993 ist Victorino Guerra Pfarrer von Tembladera. Im Frühjahr 1999 kehrten die drei mexikanischen Schwestern nach fünfjähriger Tätigkeit in Tembladera nach Mexiko zurück¹⁷. Der Pfarrer steht wieder allein vor einer schweren Aufgabe, zumal es ihm noch nicht gelungen ist, eine für die Partnerschaft zuständige Gruppe oder Komitee zu schaffen.

Pfarrei „Cristo Ramos“ in Porcón (Partnerschaft mit St. Gallus, Tettngang). Aus dem Artikel von Tettngang über die Goldminen: „Porcón liegt vierzehn km nördlich von Cajamarca an der Straße nach Bambamarca zwischen 3200 und 4200 m Höhe. In der Gemeinde leben ca. 700 Familien, was etwa 7000 Menschen entspricht. Sie hat eine Fläche von rund 800 km². Im ‚Hauptort‘ Porcón Bajo befinden sich Kapelle, Gemeindehaus und das pfarreieigene Colegio. Das Hochfest der Gemeinde Cristo Ramos (Palmsonntag) ist weitbekannt. Porcón ist erst seit knapp acht Jahren eine eigene Kirchengemeinde und wurde von den beiden Priestern Marco Arana und Alex Urbina aufgebaut. Seit 1995 wirkt die Franziskanerobere Sr. Eusebia, die mit neun Schwestern in Porcón wohnt, in der Gemeindeleitung mit“. Porcón gehörte zwar offiziell zur Gemeinde San Pedro, Cajamarca, wurde aber nicht von San Pedro aus mitbetreut. Auch in der Partnerschaft mit St. Georg, Ulm, spielte Porcón keine Rolle. Durch die Art der Betreuung von der Stadt aus (einige Mal im Jahr eine Messe) konnte sich in Porcón keine Landpastoral entwickeln. Zudem war Porcón eines der beliebtesten Experimentierfelder vieler Hilfsorganisationen. Aus beiden Gründen ist es sehr schwer, in Porcón mit einer Basisarbeit zu beginnen. Zwischen den Schwestern und dem Pfarrer Alex Urbina (Marco Arana ist inzwischen Studentenseelsorger geworden) herrscht ein sehr gespanntes Verhältnis. Zur Gemeinde Porcón gehören noch weite Teile der Hochebene zwischen Cajamarca und Bambamarca. Auf diesem Gebiet liegen die Goldminen von Yanacocha.

Die Stimme von Campesinos aus den Partnergemeinden

Einleitung: In den Befragungen der Campesinos wird deutlich, wie sie ihren Glauben verstehen und praktizieren. Es wird deutlich, was sie mit Kirche meinen bzw. welche Art von Kirche sie sich wünschen. Die Aussagen der Campesinos sind die Grundlagen für weitere theologische Reflexionen und eventuelle Vergleiche mit dem Selbstverständnis und der Praxis deutscher Gemeinden. Die Aussagen der Campesinos werden bereits an dieser Stelle ge-

¹⁷ Die mexikanischen Schwestern wollten, wie sie immer wieder versicherten, auf alle Fälle in Tembladera bleiben, weil ihnen die Arbeit immer besser gefiel. Sie wurden ursprünglich von Bischof Simón geholt. Bald öffneten sie sich aber den Problemen und den Menschen vor Ort und waren auf dem Wege zu einer wirklichen Pastoralarbeit mit den Armen. Zudem verstanden sie sich immer besser mit Padre Victorino. Bischof Simón begründet die Rückkehr der Schwestern damit, dass er sie mangels Geldes nicht weiter finanzieren kann. Die Partnergemeinde Herzogenaurach wäre bereit gewesen, die Schwestern zu finanzieren. Zudem steht die Aussage des Bischofs im Widerspruch zu seiner Praxis, gleichzeitig neue Schwesterngemeinschaften anzuwerben (siehe Anmerkung 14) und diese sehr komfortabel auszustatten (Häuser, Fahrzeuge, Einrichtungen).

bracht, weil sie zum Selbstverständnis der Campesinos gehören und sie damit die „Folie“ bilden, von der her Partnerschaft mit deutschen Gemeinden zu verstehen ist.

Die drei Pfarreien Bambamarca, Celendín und San Pedro, in denen alle Basisgruppen befragt wurden, spielten in der Zeit von 1962 bis 1992 eine entscheidende Rolle im Pastoralkonzept von Bischof Dammert. Bambamarca war das Pilotprojekt von Bischof Dammert, andere Gemeinden der Diözese orientierten sich an Bambamarca, die Campesinos und Frauengruppen von Bambamarca und deren Organisationen (z.B. die Rondas) werden von den übrigen Campesinos der Diözese als richtungsweisend anerkannt.

Voraussetzung für die Beantwortung der Fragen war ein hohes Maß an Vertrauen, denn „mit Außenstehenden spricht man nicht über interne Probleme“ und auch die Besucher aus den Partnergemeinden will man aus Höflichkeit nicht unnötig mit Problemen belasten. Allen befragten Gruppen war aber bekannt, dass ihre Aussagen veröffentlicht werden (evtl. auch in Cajamarca selbst). Hauptthema der Befragung - auf dem Hintergrund einer veränderten Situation nach dem Bischofswechsel - war die Frage nach der Kirche und nach dem Selbstverständnis der Gruppen¹⁸.

Celendín: Die Befragung wurde anlässlich eines Fortbildungskurses vom 10.-12. 9. 1998 für Landkatecheten aller Zonen (Thema: Der Heilige Geist) durchgeführt. Padre Rolando Estela, der Verantwortliche für die Katechese auf Diözesanebene, war Hauptexponent des Kurses. Er wurde von den beiden Pfarrern von Celendín, Lázaro Jara und Segundo Valladares, eingeladen. Er führte auch in den Fragebogen ein, die Ergebnisse wurden gemeinsam ausgewertet und anschließend im Plenum besprochen. Die Beantwortung der Fragen fand in drei Gruppen von je zwölf Personen statt.

Bambamarca: Fragebogen an die leitenden Katecheten des ZK (Zentralkomitee) in Bambamarca: Die Befragung wurde am 17. 9. 1998 durchgeführt. Die amtierende Leitung der Katecheten (Don Neptalí, Don Concepción und acht weitere Katecheten) beantwortete die Fragen gemeinsam. Der gleiche Fragebogen wurde von den Leitern der Rondas und den Leiterinnen der 105 Frauengruppen auf einem gemeinsamen Kongress der Rondas und Frauengruppen am 24./25. Mai 1999 beantwortet. An dem Kongress nahmen 861 Delegierte und Rolando Estela teil. Die Rondas und Frauengruppen sind nach ihrem eigenen Selbstverständnis und von ihrer Entstehungsgeschichte her kirchliche Gruppen und sie repräsentieren zusammen mit den Katecheten die Kirche von Bambamarca. Der Kongress konnte nicht in kircheneigenen Räumen stattfinden, obwohl die Campesinos mit ihren eigenen Händen (unterstützt von Misereor) das Kurszentrum (Asistencia) gebaut haben. Rolando Estela als Diözesanbeauftragter für Landkatechese wurde vom Bischof verboten (ebenso ehemaligen Mitarbeitern Bischof Dammerts), Versammlungen und Kurse in Bambamarca zu besuchen, was ihn aber nicht an seiner Arbeit hindert. Er stammt aus einer Comunidad von Bambamarca und war von 1981 - 1988 Pfarrer in Bambamarca.

San Pedro: Umfrage unter 36 Verantwortlichen und den Katecheten von acht Comunidades der Pfarrei San Pedro, die vom 28. - 30. 8. 1997 zur monatlichen Jornada (Weiterbildungs-

¹⁸ Die Fragen: 1. Wie sehen (bewerten) wir die Präsenz der Kirche in unserer Comunidad? 2. Fühlen Sie sich von der Kirche (Bischof - Pfarrer) unterstützt in dem Bestreben, in Würde und als Kinder Gottes zu leben? 3. Kennen Sie ein positives Beispiel von der Arbeit der Kirche auf dem Land? 4. Falls ja: Wer gab den Anstoß? In welcher Zeit geschah dies? Worin bestand das gute Beispiel? 5. Stellten Sie eine Änderung in der ländlichen Pastoralarbeit in den letzten Jahren fest? Welche? 6. Welches wäre - Ihrer Meinung nach - die wichtigste Aufgabe der Kirche? 7. Erfüllt die Kirche ihre Aufgabe und falls nicht: Welche Konsequenzen hätte dies? 8. Wenn Sie einen Wunsch an die Kirche hätten, was würden sie wünschen? 9. Was wäre Ihre stärkste Kritik - oder wichtigste Empfehlung - an der heutigen Kirche? 10. Wie sieht man - oder macht sich bemerkbar - die Partnerschaft mit der deutschen Pfarrei ?

kurs) zusammengekommen waren. Diese acht Gemeinschaften bilden den Kern der Landzone von San Pedro. Mit den anderen Comunidades von San Pedro und deren Verantwortlichen besteht ein Erfahrungsaustausch. Der Fragebogen für die Frauengruppen (Mütterclubs) wurde im Oktober 1997 ausgefüllt. Bei der Bearbeitung des Fragebogens wurden drei Gruppen gebildet, es waren die gewählten Vertreterinnen aller Mütterclubs, insgesamt 35 Frauen, beteiligt. Die Mehrzahl der Frauen sind Campesinas. Die Frauengruppen leben in den Randzonen der Stadt (vier Gruppen) oder in naher Umgebung der Stadt auf dem Land (drei Gruppen).

Zusammenfassung der Auswertung¹⁹: Wenn die Gruppen über „Kirche“ sprechen, wird Kirche einerseits als die eigene Gemeinschaft, andererseits als ein Gegenüber angesehen. „Die Kirche der Autoritäten kennen wir nicht, weder den Bischof noch den Pfarrer. Wir kennen nur zwei: Panchito und Segundo aus der Nachbargemeinde Guadalupe. Wir hingegen als Kirche lesen das Wort Gottes in unseren Gruppen; wir sind auch Kirche, wenn wir uns gut verhalten zu den Müttern, wenn wir ihnen ein gutes Beispiel geben, sie korrigieren und die Dinge des Lebens untereinander teilen“. „Die Repräsentanten der Kirche sind nicht in unseren Comunidades; sie besuchen uns nicht, vielmehr lassen sie sich bitten; sie wollen Bequemlichkeiten, dass man sie gut bezahle, dass man ihnen zu essen gebe“. Sie sprechen von sich selbst als Kirche, wenn der eigene Glaube und die religiöse Praxis in der eigenen Gemeinschaft gemeint sind. „Wir versammeln uns und wir sprechen über das Wort Gottes, denn dies ist die Quelle unseres spirituellen Lebens. Und so bilden wir Kirche“. Die „Kirche der Autoritäten“ (iglesia de las autoridades) bilden die Amtsträger, die außerhalb der eigenen Gemeinschaft stehen. Die Defizite der Amtsträger werden deutlich genannt, man leidet darunter und erwartet immer noch viel von ihnen. „Sie optieren mehr für die persönlichen Vorteile anstelle des Gemeinwohls“. „Sie wissen nicht, dass es auf dem Lande ein großes Bedürfnis gibt, das Wort Gottes zu hören“. Die eigene Praxis wird als eigentliche kirchliche Praxis verstanden („wir hingegen als Kirche..“). In der Antwort aus Bambamarca wird deutlich, dass sich die Katecheten als „institutionelle“ Kirche (weil von Bischof Dammert beauftragt, aber im Dienste des Volkes) fühlen, die von den Laien unterstützt wird und die deshalb selbstverständlich unter den Campesinos präsent ist, weil sie von Campesinos repräsentiert wird. „Die Kirche ist in unserer Comunidad präsent, denn wir werden unterstützt durch die Laien“. Die eigene Praxis wird als mangelhaft erlebt bzw. es wird zuerst an sich selbst appelliert, das Evangelium auch wirklich zu leben. „Die Präsenz der Kirche in unserer Gemeinschaft ist nicht vollständig, denn es sind nur bestimmte Gruppen, die an unseren Versammlungen teilnehmen und so Kirche bilden; die Mehrheit nimmt nicht teil“. Die aktiven Gruppen erfahren sich als engagierte Minderheit innerhalb der (politischen) Kommune. Der Anteil der „aktiven Gläubigen“ innerhalb der jeweiligen Kommune ist sehr unterschiedlich. So lag ihr Anteil z.B. in Bambarcas „Glanzzeiten“ zwischen 1/3 bis 2/3 der jeweiligen Comunidad. „Aktiv gläubig“ meint mehr als „praktizierender Katholik“, die Orthopraxis spielt eine wesentlich größere Rolle.

Die Gruppen fühlen sich von der „Kirche der „Autoritäten“ verlassen. „Anstatt uns zu helfen, spalten sie. Sie entziehen den Laien die Verantwortung und führen so die Laien zur Passivität und nicht zur Teilnahme“. „Die Offiziellen der Kirche wollen ihre privilegierten Machtpositionen auf Kosten der Armen erhalten. Wir fühlen uns verraten, weil wir nicht mehr die Rü-

¹⁹ Diese Auswertung hakt nicht eine Frage nach der anderen ab, sondern orientiert sich am Stil der Campesinos, die nicht streng zwischen den Fragen unterscheiden, sondern die Fragen eher als Anregung verstehen, insgesamt über ihre Situation zu reden. Zitate und Interpretation gehen ineinander über und bilden eine Einheit, was nach indianischem Verständnis „logischer“, weil wahrer ist, als die in Europa übliche „wissenschaftlich-rationale“ Art und Weise, die komplexe Sachverhalte in isolierte Einzelteile zerlegt und sezziert. Auch die Fragen selbst sind diesem Anliegen entsprechend formuliert (was in deutsch schwer nachzuvollziehen ist).

ckendeckung der offiziellen Kirche spüren“. „Sie haben kein Interesse, sie vergessen uns. Die Pfarrer wollen, dass wir sie für einen Dienst bezahlen und um Kranke zu betreuen, müssen wir ebenfalls bezahlen. Sie erfüllen nicht Gottes Gebote, denn sie helfen uns nicht; sie denken nur an Geld“. Da sich die Gruppen einerseits selbst als Kirche fühlen („Wir versammeln uns und wir sprechen über das Wort Gottes, denn dies ist die Quelle unseres spirituellen Lebens. Und so bilden wir Kirche“), empfinden sie das Verhalten des Bischofs als Spaltung der Kirche, die von oben ausgeht. Die Hierarchie schließt sich selbst vom Volk Gottes aus (excomunio). Weil deren Verhalten in den Augen der Betroffenen nicht vereinbar ist mit ihrer eigenen Glaubenspraxis und ihrem Verständnis von der Botschaft Jesu, sehen sie in dem Verhalten einiger Amtsträger einen Abfall vom Glauben, ja sogar einen Verrat. „Wir denken auch, dass es nicht notwendig ist, von dieser²⁰ Kirche unterstützt zu werden um in Würde als Kinder Gottes zu leben, denn wir lesen die Bibel und praktizieren sie in unseren Gemeinschaften und besonders in unseren Gruppen“. Kirche über die eigene Comunidad hinaus erfahren sie im Kontakt mit anderen Basisgruppen und auch in der Beziehung zur Partnergemeinde. „Wir danken unseren Geschwistern aus Ulm, Deutschland, weil sie sich um uns kümmern; ebenso danken wir den Padrecitos Panchito und Segundo, dass sie uns an der HL. Messe teilnehmen lassen und dafür, dass sie uns in der Pfarrei Guadalupe aufnehmen. Gott segne sie“! „Die Priester unterstützen uns nicht und am wenigsten der Bischof, den wir nicht kennen, vielmehr unterstützen uns unsere Brüder und Schwestern in Deutschland, die so weit entfernt leben. Sie kümmern sich um unsere Bedürfnisse und sie lieben uns“. Die Frauen von San Pedro erleben die Partnergemeinde als Kirche auf ihrer Seite, als Kirche mit ihnen.

Gefragt nach positiven Beispielen kirchlicher Arbeit auf dem Land werden dann Beispiele aus der Vergangenheit genannt, wenn sie sich auf die Kirche als geschlossene Einheit beziehen (eine Kirche des Volkes in Begleitung ihrer Hirten). So sagen die Gruppen in Bambamarca: „Noch vor zwei Jahren war die Arbeit der Kirche auf dem Land sehr in unserer Realität verwurzelt, in Übereinstimmung mit unseren Sitten und Traditionen“. Es wird vor allem die Persönlichkeit von Bischof Dammert genannt, wenn nach dem Beispiel eines persönlichen Zeugnisses gefragt wird. „In den Zeiten Bischof Dammerts hatten wir Bibelkurse auf dem Land, es gab diözesane Versammlungen und wir hatten materielle Unterstützung für unsere Comunidades“. Auf die Gegenwart bezogen wird zuerst das eigene Beispiel genannt. „Ein positives Beispiel der kirchlichen Arbeit auf dem Land, ja: indem wir uns einander lieben wie Geschwister“. Daneben ist es wieder die Erfahrung der Gruppen von San Pedro, die in der Zusammenarbeit mit den Pfarrern der Nachbarpfarrei Guadalupe und der Gemeinde in Ulm eine Kirche auf ihrer Seite erfahren, d.h. eine Kirche, in der ihre eigene Glaubenserfahrungen (als Kirche) übereinstimmen mit der Praxis einer „institutionellen Kirche“ und die so eine Einheit bilden. „Wir kennen kein positives Beispiel der Arbeit der Kirche auf dem Land, denn das Land ist verlassen; Ausnahme ist die Pfarrei ‚Nuestra Señora de Guadalupe‘ mit ihren Pfarrern Segundo Alarcón und Francisco (Panchito) Centurión“. „Wir haben keinerlei Unterstützung seitens des Pfarrers und des Bischofs von Cajamarca. Die Kirche von Ulm hilft uns. Dank ihrer Hilfe lernen wir wichtige Dinge des Wortes Gottes kennen, wir erhalten spirituelle und materielle Hilfe“. Allen Gruppen gemeinsam ist, dass als positives Beispiel das Kennen lernen der Bibel an erster Stelle steht. Daraus ergibt sich konsequenterweise alles weitere. „Wir haben es (das Wort Gottes - Red.) erhalten und nun teilen wir das, was wir erhalten haben, mit anderen. Und so sind wir Kirche, indem wir das Erlernte nun anderen weitergeben“. Die Katecheten von San Pedro erfahren Kirche auf dem Land in der Solidarität untereinander. Christliche Solidarität bedeutet für sie, das Wort Gottes und die täglichen Sorgen und Freuden miteinander zu teilen.

²⁰ Unterstreichungen in der Folge wie im handgeschriebenen Original.

Auf die Rückfrage, wer den Anstoß für das positive Beispiel von Kirche gab, wird wieder Bischof Dammert genannt. In Bambamarca reicht die Erinnerung am weitesten zurück. „Es begann um das Jahr 1962 mit einem Team von jungen Priestern, die von Bischof Dammert geschickt wurden. Damals wurde mit der sozialen Lehre der Kirche im Licht des Evangeliums begonnen“. Etwas unbeholfener antworten die Gruppen von Celendín und San Pedro: „Das haben wir von Bischof José Dammert Bellido erhalten, zu Zeiten, als er noch existierte“ (will heißen: als er noch unser Bischof war - Red.) bzw. „Es geschah durch Herrn Bischof Dammert Bellido, der die Campesinos liebte“. Bei einigen Frauengruppen von San Pedro, die erst später entstanden sind, heißt es: „Das gute Beispiel bestand im Wort Gottes, das wir in den Versammlungen hörten“. Eine Frauengruppe erlebte 1997 gar zum ersten Mal eine Eucharistiefeier in ihrer Comunidad. „Als wir in Alto Hualanga mit der Ausstellung unserer Arbeiten an der Reihe waren, machte Padre Panchito einen so weiten Weg, um mit uns die Messe zu feiern und das Wort Gottes zu verkünden. Es war (eine Messe - Red.) das erste Mal an diesem Ort“. Die Tatsache, dass ein Priester zu Fuß und unentgeltlich drei Stunden unterwegs ist, um mit einer Frauengruppe hoch oben in den Bergen unter aktiver Beteiligung aller die Eucharistie zu feiern, ist ein dauerhaft prägendes und Glauben bildendes Erlebnis (Zeugnis). Dabei steht nicht so sehr das dogmatische Verständnis von Eucharistie im Mittelpunkt, sondern das gemeinsame Erlebnis als Volk Gottes in Einheit mit den „Pastoren“. Von ähnlichen Erlebnissen wird immer wieder auch in anderen Gruppen berichtet. Das Volk Gottes „schreit“ nach Priestern, die mit ihnen den Weg gehen und mit ihnen das Brot teilen. Dennoch geht die Mehrheit der aktuellen Priester einschließlich des Bischofs unter den genannten „Bedingungen“ nicht aufs Land und zu den Menschen. Dies hat neben allen möglichen Gründen und Begründungen auch einen theologischen Hintergrund: der Priester (die Kirche) ist im Besitz aller Gnadengaben, die der Mensch zu seiner Rettung braucht. Wenn der Laie gerettet werden will, muss er zum Priester gehen und um diese Gnadengaben bitten. Der Priester gewährt sie ihm unter entsprechenden Bedingungen (so die real verkündete Lehre der „Kirche der Autoritäten“ in Cajamarca).

Die Veränderungen in der Leitung der Diözese und der damit verbundene Richtungswechsel einiger Pfarrer wird von den Gruppen als drastischer Einschnitt erlebt. Einige ältere Gruppen (besonders in Bambamarca und Celendín) fühlen sich wieder in die Zeiten vor 1962 zurückversetzt. „Die Kirche ist zurückgefallen in die alten Zeiten, wo man die Realität nicht wahrgenommen hat, eine Realität der so großen sozialen Ungleichheit innerhalb der Gesellschaft. Die Kirche sollte soziales Gewissen sein, Zeuge der Wahrheit und der Gerechtigkeit“. „In der Pastoralarbeit der letzten Jahre haben wir einen Wechsel erlebt. Anstatt uns noch mehr zu einen, wollen sie uns spalten. Sie bilden neue exklusive (andere ausschließende) Gruppen und wollen uns isolieren. Immer mehr werden wir zu Objekten der Erniedrigung, weil wir uns der aktuellen Situation nicht anpassen wollen. Sie fordern unsere Unterwerfung“. In Bambamarca wird die Machtfrage offen angesprochen, es geht um Unterwerfung bzw. um die Machterhaltung einer autoritären Gruppe innerhalb der Kirche.

Diese Frage wird in der Diskussion in Deutschland meist theologisch überspielt bzw. sie wird nicht von den unmittelbaren Konsequenzen für die Armen her diskutiert. Dies könnte auch nur geschehen, wenn man diese wahrnimmt und sie selbst erst einmal zu Wort kämen. „Es gibt keinerlei Hilfe unseres Bischofs in Cajamarca. Er hat uns, die Campesinos vergessen“. „Wir erhalten in den letzten Jahren keine Unterstützung mehr von der Pfarrei“. Die Konsequenzen aus der Sicht der Armen beziehen sich auch auf den religiösen Bereich und die Kirche selbst. „Die Kirche erfüllt nicht mehr ihre Aufgabe und die Konsequenz wird sein, dass die Kirche verlassen sein wird, ohne Unterstützung durch niemanden. Und sie werden Christus vergessen haben, unseren Erlöser, der sich um die Armen kümmerte, der ihnen vergab und sie einte“. Damit untrennbar verbunden ist der moralisch-soziale Bereich. „Wenn auch wir

unsere Aufgabe nicht erfüllen würden, wären die Konsequenzen, dass wir Gott und unsere Geschwister vergessen würden und dass so auch das Verbrechen sich ausbreiten würde“. „Wenn wir unsere Aufgabe nicht erfüllen, gäbe es Unordnung, wir würden vor nichts Respekt haben und wir würden in der Unwissenheit verbleiben“. Der Glaube an Gott ist demnach die Grundlage menschlichen Zusammenlebens und der Ausgangspunkt für jede menschliche Entwicklung. Die Verantwortung für die moralisch und sittlichen Grundlagen menschlichen Zusammenlebens wird nun nicht einfach auf die Amtsträger geschoben, es ist vielmehr umgekehrt: je mehr diese ihre Aufgabe nicht erfüllen, desto mehr fühlen sich die Gruppen selbst gefordert. Es liegt an ihnen, ob ein Zusammenleben im Geiste Jesu möglich ist.

Noch ein weiterer Aspekt wird von allen Gruppen angesprochen: durch die Einstellung der Landpastoral und der pastoralen Arbeit mit und unter den Armen seitens der Diözesanleitung, wird das Vordringen der Sekten erheblich begünstigt. „Wenn die Kirche uns weiterhin nicht unterstützt, werden die Leute das Vertrauen und den Glauben an die Kirche verlieren und sie werden zu den Sekten gehen, denn diese besuchen die Leute auf dem Land“ (zu Sekten, siehe unten).

Der Bischofswechsel hat bei den meisten Basisgruppen (nicht bei allen in gleicher Weise), den Blick für das Zentrale im Glauben und für das Wesentliche von Kirche geschärft. Ohne offiziellen Rückhalt werden sie sich um so mehr ihrer eigenen Verantwortung bewusst. Es hängt von ihnen ab, ob die Kirche lebt oder nicht. Sie erfahren kirchliche Strukturen als etwas Temporäres und konzentrieren sich auf die Glaubensinhalte und auf das Wesen von Kirche (ein Glaube in Gemeinschaft an Jesus den Messias). Etwas patriarchalisch ausgedrückt: Nach dem „Ausfall“ von Bischof Dammert und anderer Leitfiguren, die sie immer wieder an der Hand nahmen und ihnen den Weg zeigten, müssen die christlichen Gemeinschaften nun selbst ihren Weg suchen und gehen - freilich immer in dem Bewusstsein, dass es den Einen gibt, der immer mit ihnen auf dem Weg ist.

Als zentrale Aufgabe der Kirche sehen es die Gruppen, die integrale Entwicklung des Menschen zu fördern, damit alle als Kind Gottes das allen Menschen verheißene „Leben in Fülle“ auch schon in diesem Leben und auf dieser Erde verspüren können. Dies ist nur in Gemeinschaft und im Dienst an der Gemeinschaft und deren Einheit möglich. „Unsere Aufgabe ist eine ständige integrale Weiterbildung, Arbeitsgruppen zu bilden und die Befreiung anzustreben, damit dies uns zu einem immer tieferen sozialen und befreienden Engagement führt. Zu dieser integralen Entwicklung gehört die Zusammenarbeit mit Priestern, die im Volk verwurzelt sind und das Eintreten für eine offene und demokratische Kirche“. Diese Entwicklung wird nicht als Emanzipation von der Amtskirche verstanden, sondern als ein Miteinandergehen auf einem Weg, dessen Ziel das gemeinsame Festmahl ist. Der Gedanke der Einheit innerhalb der Gemeinschaft und deren Funktionsträgern ist für die Campesinos elementar. Einheit bedeutet bei den Campesinos, dass sich die (Amts-) Kirche zu den Armen bekehrt, sie zumindest nicht ausgrenzt und ansonsten ihren selbstverständlichen Pflichten nachkommt: das Wort Gottes zu verkünden und entsprechend zu leben. So sind auch die wiederholten, aber vergeblichen Einladungen an den Bischof zu verstehen. Um so tragischer ist es für sie, wenn sie sich unter den gegenwärtigen Bedingungen ausgegrenzt fühlen bzw. wenn diese Einheit von Amtsträgern nicht gewünscht, sondern zerstört wird. „Die wichtigste Aufgabe der Kirche: Wir wollen mehr Verantwortung, mehr Anerkennung, mehr Einheit“. Wenn die Campesinos von Einheit sprechen, meinen sie ansonsten zuerst die Einheit untereinander, in der Gemeinschaft. Denn sie haben durch die Verkündigung des Wortes gelernt, dass sie nur gemeinsam die Ursachen der Armut bekämpfen können und dass sie nur in der Gemeinschaft und in der gemeinschaftlichen Arbeit die Gegenwart Gottes erfahren.

Voraussetzung, um die zentralen Aufgaben der Kirche gemeinsam anpacken zu können, ist die Verkündigung des Wortes Gottes. „Die wichtigste Aufgabe in unserer Kirche ist das Lesen des Wortes Gottes innerhalb unserer Organisation, die wir aufgebaut haben“. „Die wichtigste Aufgabe als Kirche ist, dass wir die Bibel lesen, die uns Gott geschickt hat“. Für alle Gruppen steht die Verkündigung des Evangeliums an erster Stelle. „Die wichtigste Aufgabe der Kirche wäre, mit der Evangelisierung weiterzumachen“. Dass die Campesinos zuerst das (freilich durch das persönliche Beispiel authentisch bezeugte) Wort Gottes hören wollen, wird von Amtsträgern ignoriert oder nicht geglaubt. „Sie (die Priester - Red.) sollten uns die Lesungen der Bibel erklären, unsere Gemeinschaften besuchen, aber ohne Interesse (ohne persönliche Vorteile - Red.), sich unseren Gemeinschaften nähern, um das Wort Gottes zu säen, denn wir haben das Bedürfnis, es zu hören“. Mit der Verkündigung des Wortes Gottes ist automatisch die Vorstellung verbunden, dass sich dadurch das eigene Leben und das der Gemeinschaft ändert, dass es mehr soziale Gerechtigkeit gibt, mehr Würde und Anerkennung und dass das gemeinschaftliche Leben vom Beispiel Jesu inspiriert ist (besonders das Teilen). „Unsere Aufgabe: Einen guten Weg im Leben zu gehen, dass wir als Kirche mit den Bedürftigsten teilen, dass wir mit unserer Organisation weitermachen um die Ursachen der Armut zu verstehen“.

Eine wichtige Rolle spielt die Organisation in Gruppen als Folge des Evangeliums (Kirchenbildung im ursprünglichen Sinne). „Die wichtigste Aufgabe der Kirche ist, dem Wort Gottes zu folgen, indem wir Gruppen bilden in unseren Comunidades und unseren Glauben feiern (celebraciones)“. Es wird deutlich, dass das Materielle und Spirituelle, das Soziale und Pastorale, eine untrennbare Einheit bilden. Ohne das Wort Gottes (und Kirche) wäre jede Entwicklung zum Scheitern verurteilt, weil sie eindimensional bliebe. Die Kirche steht im Dienste einer integralen Befreiung, die als Menschwerdung verstanden wird - oder sie ist nicht Kirche, sondern eine beliebige Institution, die zum Vorteil einiger Privilegierter Macht ausübt, wie andere weltliche Institutionen auch. Über die Einheit von Sozial und Pastoral überhaupt zu diskutieren, ist von diesem Verständnis her völlig abwegig und eine diesbezügliche Frage an die Campesinos würde auf Unverständnis stoßen. Solche Fragen werden offensichtlich eher in Gesellschaften (und Glaubensgemeinschaften) gestellt, denen die Ganzheit (und damit der biblische Glaube) abhanden gekommen ist. Wenn sich die Gruppen der Aufgabe, Kirche zu werden, stellen, kommen sie zu folgenden Ergebnissen: „Wir haben Veränderungen gesehen in der Organisation, der Einheit, in der Arbeit in den Gruppen, in der Geschwisterlichkeit mit den anderen Schwestern und in der Verantwortlichkeit, z.B. die Kredite, die wir aus der Gemeinschaftskasse erhalten, zu bezahlen“. „Kirche ist, uns zu versammeln, alle, ohne Unterschied von Klassen, wie eine einzige Familie im Haus Gottes“.

Erfüllt die Kirche (die Hierarchie und die Gruppen) diese Aufgabe nicht, würde nicht nur die Kirche, sondern auch die Gesellschaft würde auseinanderbrechen. Wiederum ist die enge Verknüpfung von Evangelium, Kirche und sozialer Ordnung, Moral und Gerechtigkeit auffallend. Wenn auch das Bewusstsein vorhanden ist, dass es an ihnen selbst liegt, diese Aufgaben anzupacken, so fühlen sie sich dennoch verunsichert und fürchten die Kraft zu verlieren, wenn sie auf Dauer von der offiziellen Kirche nicht unterstützt werden. „Wenn sie ihre Aufgabe nicht erfüllen würde, käme es zur totalen Destruktion“. „Es kommt zu einem Zusammenbruch der Pastoralarbeit, die Armut würde verstärkt zurückkehren, ebenso die Ungerechtigkeiten und die Unterdrückung“. „Wir würden uns vereinzeln (verstreuen) und wir würden zurückfallen in unserer Entwicklung“.

In Bambamarca wird der Zusammenhang zwischen Vereinzelung und gleichzeitig zunehmender Klerikalisierung (im Weltlichen: Schaffen neuer Autoritäten) gesehen. Der Einzelne, der nicht mehr getragen ist von einer Gemeinschaft, ist anfälliger für „Autoritäten.“ „In der Ge-

genwart erfüllt die Kirche nicht ihre Aufgabe. Wenn sie diese Aufgabe nicht erfüllt, wird es immer mehr Individualismus und Zersplitterung geben. Man wird um so deutlicher die Hierarchie der kirchlichen Autoritäten spüren.“ Noch deutlicher ausgeprägt ist die Furcht vor einer Ausbreitung von Sekten, die mehrfach genannt und als Gefahr betrachtet wird. „Die Kirche erfüllt nicht ihre Aufgabe. Die Konsequenz ist, dass sie ihre Mitglieder verliert und so Raum gibt für den Vormarsch der Sekten.“ „Falls wir unsere Aufgabe nicht erfüllen, überfluten uns protestantische Sekten“. Unter Sekten verstehen die Campesinos Gruppierungen, die die irdische Wirklichkeit ausblenden, die an das baldige Ende der Welt glauben, die sich auf die eigene und exklusive Errettung vorbereiten, die nicht an die Heiligen und die Jungfrau Maria glauben und die daher keine Feste feiern. Ein Vordringen der Sekten wird mit Spaltung der Gemeinschaft und Abkehr von gemeinschaftlichen und sozialen Aufgaben gleichgesetzt. Auch die Hierarchie wird zu einer Sekte, wenn sie sich von den Freuden und Leiden des Volkes Gottes absondert.

Wenn die Gruppen einen Wunsch an die Kirche (und an sich selbst) haben, dann den Wunsch, dass Priester und Bischöfe sie auf ihrem Weg begleiten mögen. „Wir bitten die Kirche, dass uns die Priester unterstützen mit dem Wort Gottes in den Comunidades“. „Dass sie Jemanden in unsere Gemeinschaften schickt, uns zu lehren, echte Katholiken zu sein“. „Dass sie (die Priester - Red.) hinausgehen zu uns, um uns vorzubereiten, um uns klar vom Evangelium zu sprechen, dass sie uns anhören, dass sie uns betreuen und mit uns sind“. Aber sie wünschen sich nicht - so wie in vergangenen Zeiten - einen Priester für die Comunidad, der qua Amt kultische Handlungen an Objekten vollzieht, sondern sie wünschen sich einen Menschen, der mit ihnen lebt, der sie versteht und mit ihnen das Brot teilt. Die Gruppen haben eine klare Auffassung von dem, was ein Priester eigentlich tun müsste. Ihr Kriterium, um dies beurteilen zu können, ist die Bibel als ganzes und das Beispiel Jesu im besonderen. „Wir bitten darum, dass die Ausbildung und Auswahl der Priester sich an ihrer Berufung zum Dienst an ihrem Volk gemäss dem Projekt Gottes ausrichte und nicht daran, sich des Volkes zu bedienen“. Der Wunsch nach Begleitung durch Priester widerspricht nicht dem Wunsch, als Mensch und getaufter Christ ernst genommen zu werden, vielmehr ergänzt sich beides. So wird auch gewünscht, „dass der Laie das volle Recht erhalte, als wahrhafter Verkünder des Evangeliums tätig sein zu dürfen, um so die sozialen Probleme zu entdecken, die den Armen unterdrücken“.

Von der Kirche als Institution erwarten sie, dass ihnen die Kirche eine Infrastruktur zur Verfügung stellt, den materiellen Rahmen. Das Materielle steht aber nicht an erster Stelle, sondern der „geistige Beistand“ und die religiöse Unterweisung. „Wir wünschen mehr Unterstützung und mehr Koordination um das Beispiel einer wahrhaften Kirche geben zu können“. „Wir brauchen viel Beistand im Geistigen (Spirituellen) und Materiellen“. „Wir würden die Kirche um mehr geistigen Beistand bitten, um so Christus immer näher zu werden. „Wir bitten die Kirche um ein Vorwärtkommen in unserer Arbeit, sei es im Materiellen als auch in der Bibelarbeit, für jede unserer Comunidades.

Doch die Realität sieht anders aus. Am allgemeinsten drücken es die Gruppen aus Bamba-marca aus: „Wir empfehlen, dass die Religion nicht zum Opium des Volkes werde, die einzig dazu dient, das Volk ‚einzuschläfern‘ und uns glauben machen will, dass wir hier auf dieser Erde nichts zu sagen haben und dass wir im Himmel für unser Stillhalten belohnt werden. Wir empfehlen auch, dass die Kirche aus dem Volk heraus wächst, dass sie den Ärmsten dient, dass sie das Bewusstsein entwickelt, eine materielle und spirituelle Arbeit nur in Einheit zu sehen und zu realisieren“. Im Detail sieht dies dann so aus: „Wir haben Hirten, die sich nur für sich selbst vorbereiten (sorgen) und für uns bleibt nichts“. „Für einige Priester ist es ein Geschäft aufs Land zu gehen, denn sie verlangen dafür sehr hohe Geldsummen. Die Länge der Messe hängt davon ab, wie viel wir bezahlt haben. Sie lassen uns nicht an der Messe teil-

nehmen, denn sie sagen, wir seien Campesinos“. „Wir bitten, dass dies nicht mehr geschehe. Denn Jesus war immer mit den Bedürftigsten, den Ärmsten. Wir bitten, dass es mehr Kommunikation mit den Landzonen gäbe, dass sie sich der Armen erinnern, der Alten, der verlassenen Kindern, der Kranken und derer, die das Wort Gottes in die Praxis umsetzen“.

Die gegenwärtige Kirche von oben wird als eine Macht erfahren, die Kirche im Geiste Jesu verhindert. Die Kirche sollte statt dessen soziales Gewissen und Zeuge der Wahrheit und Gerechtigkeit sein; sie sollte teilhaben am Schicksal der Armen, diese sollten die Mitte der Kirche sein bzw. aus ihrer Mitte heraus soll Kirche wachsen. Die Frauengruppen von San Pedro fassen dies in einem Satz zusammen: „Die stärkste Kritik an der Kirche ist, dass der Bischof nicht den Armen hilft“.

Mit diesem Beispiel praktischer Theologie und real existierender Kirche (im Positiven wie im Negativen) endet die Vorstellung peruanischer Gruppen. Wie reagieren deutsche Partnergemeinden (auch Theologie und Amtskirche) auf solche Vorgänge bzw. können und wollen sie diese überhaupt erfahren? Welches Gewicht hat die Stimme der Armen in der (römischen) Kirche?

2. Die deutschen Gruppen²¹

In der Präsentation der deutschen Gruppen werden ihre Entstehungsgeschichte, ihre Schwerpunkte und bestehende Probleme benannt. Die Partnerschaft deutscher Partnergruppen mit peruanischen Gemeinden ist auf der Grundlage des Zweiten Vatikanischen Konzils und auf dem Hintergrund der Entwicklung in Cajamarca zu sehen - nicht nur weil das Zweite Vatikanische Konzil noch nicht durch ein neues Konzil überholt ist und es deswegen den Rahmen für Gruppen hier und dort abgibt, sondern weil es zum Selbstverständnis aller Gruppen gehört, mit den Ärmsten in Kontakt treten zu wollen und vorrangig ihnen zu helfen oder gar Partner zu werden. Die Partnerschaftsarbeit der Gruppen ist von diesem Maßstab (bzw. Zielvorstellung) her zu deuten.

Seit 1963 bestehen Verbindungen deutscher katholischer Kirchengemeinden mit Kirchengemeinden der Diözese Cajamarca in Peru. Zu Beginn der Studie, im September 1997, waren es fünfzehn deutsche Kirchengemeinden, die mit Gemeinden der Diözese Cajamarca in Beziehung standen. Alle deutschen Gemeinden (repräsentiert von den für die Partnerschaft verantwortlichen Gruppen) nahmen an der Befragung teil. Der besseren Übersicht wegen werden die fünfzehn Gruppen in drei Themengruppen eingeteilt:

- a) Die Gruppe der Pfarreien, die mit eigenen Beiträgen in dieser Studie zu Wort kommen.
- b) Die Gruppe der Freiburger Pfarreien, die im Zusammenhang der Freiburger Diözesanpartnerschaft mit der Kirche in Peru (Peruanische Bischofskonferenz) zu sehen sind.
- c) Die sonstigen Pfarreien.

Die Gemeinden stellen sich selbst vor. Im Kontext der Frage nach den Zielvorstellungen von Partnerschaft weisen die Antworten der Gruppen auf entsprechende Probleme hin. Die Präsentation der Gemeinden wird aus der Kenntnis der Gemeinden und ihrer Partnergemeinden heraus ergänzt und es wird auf spezielle Probleme eigens hingewiesen, falls diese sich aus den Antworten der Gruppen nicht eindeutig ergeben. Eine detailliertere Darstellung der Probleme

²¹ Im Unterschied zu der Vorstellung der peruanischen Gemeinden stellen sich die deutschen Gruppen selbst vor. Eine vergleichbare Umfrage in peruanischen Gemeinden wäre nicht möglich, u.a. weil es in der Regel keine speziellen Partnerschaftsgruppen, die für die Partnerschaft im Namen der Gemeinde verantwortlich sind, gibt.

und deren Interpretation durch einen „Außenstehenden“ ist problematisch, falls die jeweilige Gruppe dies nicht von sich aus wünscht, bestimmte Vorgänge und Verhaltensweisen nicht als Problem sieht bzw. anders bewertet oder nicht ausreichend von den Partnern informiert wird.

a) Gruppe der Pfarreien, die mit eigenen Beiträgen in dieser Studie zu Wort kommen.

Pfarrrei St. Josef in Herzogenrath - Straß (Partnerschaft zur Gemeinde San Pedro, La Encañada). „Die Gruppe umfasst fünf bis zehn Personen, Frauen und Männer etwa zu gleichen Teilen, das Alter ist derzeit fünfzig Jahre im Schnitt und es gibt zwei peruanische Mitglieder. Der Peru - Arbeitskreis wurde 1987 gegründet und hat keine besondere Vereins- oder Rechtsform. Auslöser für die Entstehung der Gruppe war der Besuch des vorherigen Pfarrers Konrad Mohr im Jahre 1983 in Peru, der damals acht Monate in Cajamarca blieb. So entwickelten sich zunächst lose Aktivitäten, die dann durch die Gründung des AK in eine festere Form umgewandelt wurden. Die Pfarrgemeinde wurde informativ auf dem Laufenden gehalten, spielte aber keinen aktiven Part z.B. seitens des Pfarrgemeinderates. Der Kontakt zur Gemeinde San Pedro entwickelte sich aus dem Wunsch des AK Peru, eine konkrete Partnerschaft anzustreben, um über eine persönliche und strukturelle Verankerung der Arbeit exemplarisch zu lernen. Bischof Dammert empfahl uns die Gemeinde San Pedro und den Kontakt zu Padre Efraín, da sich hier gemeindliche wie auch spezifische Pastoralelemente (Sozialarbeit, Menschenrechtsarbeit usw.) über die pfarrliche wie auch die persönliche Schiene des Gemeindeleiters bündeln ließen. Der Weggang von Pfarrer Konrad Mohr veränderte den gemeindlichen Kontext der Arbeit des AK Peru, auch wenn der neue Pfarrer keineswegs die Arbeit in irgendeiner Weise behindert. Identitätsstiftend wirkte sich allerdings die Beteiligung von Jorge Trigoso auf den AK aus, da er als Cajamarquino eine wichtige Integrationsfigur wurde, der sowohl qua Person und seiner Authentizität, wie auch durch das Verwurzelte sein in zwei Kulturen eine Brückenfunktion übernahm.

Projekte werden hauptsächlich von den PartnerInnen eingebracht. So ging es bei den Spenden wesentlich um den Auf- und Ausbau eines Gemeindehauses, Geld für die juristische Unterstützung von Entrechteten und zu Unrecht Verhafteten in Sachen Goldmine, Unterstützung zum Aufbau einer Druckerei zur Erhaltung usw. .. Im Schnitt haben wir in den zurückliegenden Jahren 5.000 - 7.000 DM jährlich an Spenden transferiert“. Spätestens nach einem längeren Aufenthalt von Jorge Trigoso vom Herbst 1998 bis Anfang 1999 hat sich herausgestellt, dass die bisherige Art der Beziehung nicht weitergehen kann. Die Beziehung zu dem Gemeindepfarrer Efraín musste abgebrochen und der direkte Kontakt zu einer Frauengruppe konnte initiiert werden. Hauptprobleme dieser Partnerschaft: die veränderte Lage nach dem Bischofswechsel, die Unzuverlässigkeit des Pfarrers der Partnergemeinde bzw. der abschließliche Kontakt mit ihm und der damit fehlende Kontakt zu den Gruppen der Partnergemeinde, die ihrerseits von ihrem Pfarrer ignoriert wurden²².

Pfarrrei St. Gallus in Tettngang (Partnerschaft zur Gemeinde „Cristo Ramos“ in Porcón): „Der Arbeitskreis Peru ging aus dem KGR - Ausschuss ‚Mission, Entwicklung, Frieden‘ hervor. Er wurde 1992 gegründet. Wir haben derzeit zwanzig Mitglieder, zehn Frauen, zehn Männer. Der Altersdurchschnitt beträgt 38 Jahre. Wir treffen uns alle vier bis sechs Wochen. Über Kontakte mit Pfarreien in näherer und weiterer Umgebung stießen wir auf die Idee der Gemeindepfarrpartnerschaft, begeisterten uns dafür und kamen durch Vermittlung des Ulmer Partner-

²² Im Sommer 1999 besuchte eine Delegation aller Gemeindegruppen den Bischof, um ihn um einen Pfarrer für ihre Gemeinde zu bitten. Der Bischof wies sie darauf hin, dass sie einen engagierten Pfarrer haben und wies die Bitte ab.

schaftskreises in Kontakt mit Bischof Dammert von Cajamarca, der uns mit unserer heutigen Partnergemeinde Porcón in Verbindung brachte. Wir erhielten Post vom jungen Pastoralteam der neu gegründeten Gemeinde, zwei neu ordinierten Pfarrern und einem Diakon. Der Briefkontakt bestand zu Anfang ausschließlich zwischen einem der beiden Pfarrer - Marco Arana - in Porcón und dem AK. Erst nach dem persönlichen Kennen lernen beim ersten Besuch in Peru schrieb auch der zweite Pfarrer - Alex Urbina - regelmäßig Briefe. Die Gemeinde hier wurde von Anfang an mit einbezogen, beim ersten ‚Perusonntag‘ wurden Mitglieder für den zu gründenden AK Peru gesucht, dem erweiterten Ausschuss MEF. Der KGR stimmte der Partnerschaft zu und teilte ihm eine von der Diözese für weltkirchliche Aufgaben zur Verfügung gestellte Geldsumme zu. Schwierig wurde die Situation in unserer Partnerschaft, als 1994 der erste, 1995 auch der zweite Pfarrer von Porcón vom 1993 neu eingesetzten Bischof zu weiterführenden Studien nach Rom geschickt wurden. Der einzige treue Ansprechpartner blieb nun der Direktor des pfarreigenen Colegios. Die spirituelle Ebene der Partnerschaft wurde stark vernachlässigt, zumindest gab es keine Kommunikation darüber. In unserer Gruppe gab es unterschiedliche Auffassungen darüber, wie ‚politisch‘ unsere Arbeit sein soll/muss/darf - z.B. bei der Produktinformationen für ‚Dritte-Welt-Waren‘, dann bei Solidaritätsaktionen für die Geschädigten der Goldminen in Porcón, Unterschriftenaktionen zur Entschuldungskampagne, Seminar- und Vortragsangebote zu Themen wie ‚Geld und Zinsen‘, ‚Jugendarbeitslosigkeit‘ u.a.. In der Gemeinde gibt es immer wieder Stimmen, die den Arbeitskreis als ‚elitär‘ bezeichnen und uns als selbsternannte ‚Lehrmeister‘ empfinden, was nicht unserem Selbstverständnis entspricht“.

Die Projekte werden hauptsächlich von der Partnergemeinde eingebracht. Sie bestehen im wesentlichen in der Hilfe beim Bau und Ausbau des pfarreigenen Colegios, der Übernahme der laufenden Kosten wie z.B. Lehrergehälter. Ein weiterer Schwerpunkt sind die Gesundheitsförderung, ein Gesundheitsfond für anfallende Krankenhauskosten und Solarenergie für das Colegio. Die gegenwärtigen Probleme bestehen in der mangelnden Kommunikation, von der Gruppe werden direktere Kontakte mit den Betroffenen gewünscht; es herrscht Unklarheit über die Linie in der Pastoralarbeit (die Rolle des Pfarrer Alex Urbina und sein Verhältnis zum Bischof ist für die Gruppe hier unklar, er steht zudem im Streit mit einer Schwesterngruppe, die im Sinne von Bischof Dammert arbeitet, zu der aber wiederum die Gruppe in Tettang keinen Kontakt hat, weil die Kommunikation mit den Schwestern nicht funktionieren will). Die Campesinos der Pfarrei Porcón sind besonders stark von den Auswirkungen der Goldminen betroffen, doch ist unklar, ob die Pfarrei (Pfarrer) die Frage der Menschenrechte weiterverfolgt, wie und ob mit den Campesinos gearbeitet wird etc. Diese Unklarheiten sind auch der Grund, warum in dem Artikel der Gruppe über die Goldminen nicht näher auf den kirchlichen Rahmen eingegangen wird²³.

Pfarrei St. Magdalena in Herzogenaurach (Partnerschaft mit der Pfarrei „Nuestra Señora del Carmen“ in Tembladera). In Herzogenaurach gibt es zwei Gruppen, die mit der Diözese Cajamarca in Verbindung stehen (zum Förderkreis siehe unten). „Der Freundeskreis Cajamarca hat ca. fünfzehn bis zwanzig Mitglieder, ein Großteil über sechzig Jahre alt; er wurde 1983 als nicht eingetragener Verein gegründet und ist hervorgegangen aus dem Sachausschuss MEF. Die Begrenzung im Sachausschuss war zu eng, ein weiterer Grund war der Wunsch nach fi-

²³ Zur neuesten Situation in Porcón: Pfarrer Alex Urbina ist inzwischen eine der wichtigsten Stützen für Bischof Simón und hintertreibt und denunziert alle Versuche der Campesinos und der Schwestern, eine gemeinsame Plattform gegen die Übergriffe der Mine und für eine engagierte Landpastoral zu organisieren. Marco Arana, einst eng mit Alex Urbina befreundet, hat sich von ihm völlig distanziert. Wie er in einem langem Gespräch am 29. 11. 1999 versicherte, traut er sich aber nicht, die gemeinsamen Freunden in Tettang über die wahren Verhältnisse in Porcón aufzuklären, da sie dies als Verleumdung von Alex interpretieren könnten. Die Situation ist um so bedauerlicher, da die Tettnanger Gruppe, nicht nur in Sachen Goldmine, die engagierte Gruppe ist. Die mit Alex Urbina geknüpfte Freundschaft erweist sich als schwere Hypothek.

nanzieller Unabhängigkeit. Wir treffen uns vier- bis fünfmal im Jahr. Im Sachausschuss wurde schon lange über die Arbeit der kirchlichen Hilfswerke diskutiert. Wichtigstes Thema war der Aufbruch in der Dritten Welt. Nun sollte eine konkrete Partnerschaft mit einer Gemeinde der Diözese Cajamarca gesucht werden. Bischof Dammert wurde um Vermittlung gebeten, der dann während eines Besuches 1980 einen Bettelbrief des neu ernannten Pfarrers von Tembladera aus der Tasche zog. Die Anbindung an die Kirchengemeinde war von Anfang an gewünscht und gegeben. Wir haben immer die Öffentlichkeit (Zeitungsberichte, Pfarrbrief, Briefe an BMZ u.a.) einbezogen, gleichzeitig wurden auch jeweils die Partner verständigt“. Zur aktuellen Situation: „War das damals nicht eher das Anliegen einer kleinen Gruppe, eher am Rande der Gemeinde?“ Jetzt will die gesamte Gemeinde und als Gemeinde mit der Kirchengemeinde in Tembladera die Partnerschaft neu beginnen. Hauptprobleme: die vorübergehende, inzwischen überwundenen Spaltung der eigenen Gruppe, die Stellung der Gruppe zur Pfarrei, die Frage nach den Ansprechpartner in der Partnergemeinde, die Rolle des Bischofs und des ehemaligen Pfarrers in Tembladera (weitere Informationen in dem Artikel von Hans Meister „Wasser fürs Leben“)²⁴.

Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit in Freiburg (Partnerschaft mit der Pfarrei „San Marcos“ in San Marcos). „Einen eigenen Perukreis hat es nie gegeben. Streckenweise hat der Friedenskreis (bestehend aus acht - zehn Leuten, aber aus Altersgründen in Auflösung begriffen) am häufigsten über die Vorgänge in der Partnergemeinde geredet. Wichtig ist die Vorgeschichte der Partnerschaft. Georg Hüßler, Präsident des Deutschen Caritasverbandes und Johannes Kramer, Leiter des Referates der Überseehilfe, hatten schon Mitte der sechziger Jahre guten Kontakt zu Bischof Dammert. Von Freiburg wurden Entwicklungshelfer nach Cajamarca entsendet. Bischof Dammert war mehrmals auch in der Pfarrei zu Gast und hat großes Interesse geweckt. Aus dieser Zeit ist das Ringen um Basisgemeinde bei uns zu nennen. Dabei war der Kontakt mit Bischof Dammert und mit der Befreiungstheologie ein wichtiger Teil der Motivation. Anne Sumser aus unserer Gemeinde war seit 1987 zusammen mit Rudi Eichenlaub in der Pfarrei San Marcos tätig. Nach einem Besuch von Johannes Kramer und dem damaligen Gemeindepfarrer Paul Sumser, dem Bruder von Anne Sumser, in San Marcos, wurde die Partnerschaft der Pfarrei vorgeschlagen und vom Pfarrgemeinderat beschlossen, obwohl schon vorher Partnerschaften bestanden zu Molinos in Argentinien und zu Dresden, die damit auch nicht aufgegeben wurden. ..

Die äußere finanzielle Hilfe kann sich bis heute mit etwa 1.000 Dollar im Monat halten, weil sie in direkter Hilfe zur Selbsthilfe begründet und gut verwaltet ist. Projekte wie die Nähsschule, Strick- und Webwerkstatt, Zucht von Kleintieren und Gartenbau zur Unterstützung der Mittagstische für Arme usw. werden vor Ort von dem Komitee seit Jahren weitergeführt“. Problemlage: Die Partnerschaft besteht in der direkten Unterstützung einer Partnergruppe unter Umgehung der Pfarrer. Die Gruppe wird von einem gewählten Komitee geleitet. Bischof Simón versuchte 1998 dieser Gruppe das Gelände und die Räumlichkeiten zu nehmen, da es sich um Besitz der Pfarrei handelt. Die Gruppe in Freiburg hatte das Gelände und die Räumlichkeiten in den achtziger Jahren zu dem oben genannten Zweck gekauft und setzte sich nun zur Wehr. Bischof Simón bot darauf dem Leiter der Gruppe in San Marcos eine gut dotierte Stelle am entgegengesetzten Ende der Diözese an, die dieser auch annahm. Außer dem genannten „Zwischenfall“ findet mit der pastoralen und theologischen Linie des Bischofs und der Pfarrer keine inhaltliche Auseinandersetzung statt. Die Partnerschaftsgruppe (hier und dort) stößt sich z.B. nicht an der Absetzung der alten Katecheten, weil beide Gruppen in der Pastoral nicht ihren Schwerpunkt sehen, sondern sich auf soziale Projekte beschränken. Weil

²⁴ In einem weiteren Artikel wird der Weg der Partnerschaft zwischen den beiden Gemeinden ausführlich beschrieben (ähnlich wie bei St. Georg, Ulm). Eine Veröffentlichung des Artikels wird aber von der Gruppe nicht mehr gewünscht, da man befürchtet, dass dadurch wieder die alten Gräben aufgerissen werden könnten.

Kirche sich nicht in reine Sozialarbeit einmischte und die Freiburger Gruppe mit Pastoralarbeit und kirchenpolitischen Fragen wenig zu haben will, kommt man sich auch nicht in die Quere (so die Meinung der beiden Gruppen)²⁵.

Pfarrei St. Georg, Ulm (Partnerschaft mit der Pfarrei San Pedro, Cajamarca). „Zunächst wurde 1979 der MAK (Missionsarbeitskreis) gegründet, mit zuerst vier Mitgliedern. Die Anregung kam von Pfarrer Vögele, Anlass: der Abschluss der Innenrenovierung der St. Georgskirche (,Investitionen in Menschen, nicht nur in Stein‘). 1982 Beschluss des KGR, die Beziehung nach Cajamarca zur Partnerschaft zu vertiefen. Den Anstoß zur Partnerschaft gab Willi Knecht. Heute besteht die Gruppe aus vierzehn Mitgliedern (sieben Männer und sieben Frauen), der Altersdurchschnitt liegt weit über fünfzig Jahre, die Gruppe ist identisch mit dem ‚Ausschuss für Mission, Entwicklung, Frieden‘. Durch den Wechsel von Pfarrer Vögele zu Pfarrer Keller kam es zu keiner Veränderung“. Die Gemeinde St. Georg stellt ihre Partnerschaft mit allen ihren Problemen und Perspektiven in einem eigenem Beitrag selbst vor.

b) die Gruppe der Freiburger Pfarreien (die im Zusammenhang der Freiburger Diözesanpartnerschaft mit der Kirche in Peru zu sehen sind). Davon ausgeklammert ist die schon beschriebene Partnerschaft der Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit, die wesentlich ältere Wurzeln hat und die auch durch ihre spezielle Kontakte zu Bischof Dammert nicht mit den folgenden Pfarreien verglichen werden kann (siehe Artikel von Hannes Kramer). Die folgenden Pfarreien haben außer ihrer Zugehörigkeit zur Diözese Freiburg gemeinsam, dass sie keine sehr engen Beziehungen zu Bischof Dammert und seiner Arbeit und Pastoral aufbauen konnten, weil ihre partnerschaftlichen Beziehungen erst in der „Endphase“ der Ära Dammert entstanden sind. Ihre Erfahrungen mit der Diözese Cajamarca beruhen somit zum überwiegenden Teil auf der Zeit nach dem Bischofswechsel Ende 1992. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass ihre Partnerschaft über die Diözese Freiburg angeregt bzw. vermittelt wurde. Damit verbunden ist auch eine entsprechende ideologische Vorgabe (Primat des Klerus bzw. des Bischofs).

Die Pfarrei St. Pankratius in Ostrach (Partnerschaft mit Nuestra Señora de Guadalupe“, Cajamarca). „1989 erste Kontaktaufnahme mit Freiburg mit der Bitte um Vermittlung einer Partnerschaft. Am 15. Dezember 1991 schlägt uns das Ordinariat die Pfarrei „Nuestra Señora de Guadalupe“ in Cajamarca als Partnergemeinde vor. Im Februar 1992 stimmt der Pfarrgemeinderat diesem Vorschlag zu. Am 26. 2. - 6. 3. 1994 findet das erste Partnerschaftswochenende statt. Am 19. März 1995 tritt Pfarrer Perales in den Ruhestand. Seine Nachfolger sind: Segundo Alarcón als Pfarrer und Francisco Centurión als Vikar“. Zur Pfarrei Ostrach gehören noch vier weitere Teilgemeinden. Diese Teilgemeinden sind zu Beginn nicht in die Partnerschaft mit einbezogen. Die Gemeinde finanziert ein Waisenhaus in Cajamarca, das von Pfarrer Perales (geb.1918) gegründet wurde. Eine Kontaktaufnahme mit der Pfarrei Guadalupe und deren neuen Pfarrern gelingt nicht. 1997 meldet sich Pfarrer Perales zu einem Besuch an („Ankündigung per Fax zwei Tage vor dem Besuch“), der in der Gemeinde Ostrach viel bewegt. Als Reaktion auf den Besuch entsteht ein Arbeitskreis mit dem Namen „Peruteam Ostrach“ mit sieben Frauen und dem Pfarrer. Der Gruppe und Gemeinde sind die Verhältnisse in der Partnergemeinde und der Diözese nicht bekannt. Pfarrer Perales, der nichts mehr mit der Pfarrei Guadalupe zu tun hat, bleibt der einzige Ansprechpartner der Partnerschaft mit Guadalupe. Die Mitglieder der Gruppe sind „geschockt“ („das Gespräch hat mich geschockt!!! Ich frage mich, ob es überhaupt gut war, eine Partnerschaft zu beginnen“), als sie von Ulm erfahren, dass niemand in der Pfarrei Guadalupe etwas von der Partnerschaft weiß. Der Schock ist heilsam, nun wird versucht, mit der Pfarrei Guadalupe und den Pfarrern Kontakt aufzunehmen.

²⁵ Die beiden Gruppen werden von Rudi Eichenlaub als Experten betreut.

Durch Vermittlung von Ulm (Gespräche mit Pfarrer Perales, den beiden Pfarrern und den Gruppen von Guadalupe) gelingt ein neuer Anfang, von Gemeinde zu Gemeinde. Auch Pfarrer Perales wünscht, dass anstelle des Waisenhauses nun die Pfarrei Guadalupe unterstützt werden soll. Auch die vier Teilgemeinden zeigen jetzt Interesse an der Partnerschaft und wollen mitmachen²⁶.

Pfarrei St. Maria Magdalena in Tiefenbronn (Partnerschaft mit „Santa Maria Magdalena“ in Magdalena). „Die Gruppe besteht aus zwölf Mitgliedern (je sechs Männer und Frauen, dazu sieben Pfarrgemeinderäte. Gründung als Freundeskreis durch Beschluss des Pfarrgemeinderates aus Anlass eines Berichtes aus dem Ordinariat. Die neu gegründete Pfarrei versandte ein Bewerbungsschreiben nach Freiburg, das an uns weitergereicht wurde“. Die Projekte bestehen in der Unterstützung von Kirchenbauten, Wasserzisternen, Landapotheken und Mittagstischen. Alleinige Ansprechpartnerin war eine von Bischof Dammert als Gemeindeleiterin eingesetzte Ordensschwester. Sie wurde vom neuen Bischof abgesetzt und verließ die Pfarrei, die Kommunikation brach ab. Ein Besuch des Vorsitzenden des Freundeskreises in Cajamarca Ende 1998 führte zu einem Neubeginn mit dem inzwischen von Bischof Simón ernannten Pfarrer (dieser wurde zwischenzeitlich zum Studium der Theologie des Neokatechumenats nach Lima geschickt, inzwischen wurde er als Pfarrer nach Celendín - Cortegana geschickt, siehe Anmerkung 9). Bischof Simón bezeichnet diese Partnerschaft als die am besten gelungene Partnerschaft der Diözese und verspricht die Förderung dieser Partnerschaft. Die Projekte (z.B. Aufforstung) können nun intensiviert werden. Der größere Teil der Landzonen von Magdalena gehörte bis 1987 zur Pfarrei San Pedro. Die Katecheten dieser Landzonen orientieren sich nach San Pedro und besuchen dort Kurse etc. Sie haben keinen Kontakt zur Pfarrei Magdalena und umgekehrt²⁷.

Pfarrei St. Johannes in Emmendingen (Partnerschaft mit „San Miguel Arcángel“ in San Miguel) „Der Ausschuss Mission, Entwicklung, Frieden des Pfarrgemeinderates St. Johannes, Emmendingen hat neun Mitglieder (sechs Frauen, drei Männer, zwei ausländische Mitglieder). Das Durchschnittsalter liegt bei über fünfzig Jahren. Der Ausschuss wurde 1983 gegründet. Das Thema Peru steht seit 1988 in Anlehnung an die Peruarbeit der Erzdiözese Freiburg auf der Tagesordnung. Von Anfang an war die Arbeit wesentlich innerhalb und an der Gemeinde gedacht, mit der Absicht, bei uns in der Pfarrgemeinde den Blick nach außen zu lenken“. „Der einjährige Aufenthalt eines „Voluntario“ (im Rahmen der Freiburger Partnerschaft speziell vorbereitete und ausgesandte Jugendliche) brachte keinen Gewinn für die Partnerschaft“. Es gibt keine durchgehende Projektunterstützung. Hauptprojekt bisher war der Bau und der Unterhalt des Pfarrzentrums. In zehn Jahren wurden etwa 40.000 DM überwiesen. „Zur Zeit besteht Sendepause, verursacht durch den Umbruch in der Partnergemeinde und Wechsel des Pfarrteams“.

²⁶ Eine Einladung an die beiden Pfarrer für ein Gemeindejubiläum in Ostrach im Oktober 1999 kann von den beiden Pfarren nicht angenommen werden. Beide Pfarrer sehen keine Möglichkeit, sinnvolle partnerschaftliche Kontakte mit Ostrach aufzunehmen, weil die Unterschiede zu groß sind, die Interessen zu weit auseinanderliegen und es über das Verständnis von Partnerschaft und Kirche nicht zu einem Dialog kommt (nach Aussagen der Pfarrer im November 1999).

²⁷ Die Katecheten von sechs Comunidades, die offiziell zu Magdalena gehören, sich aber nach San Pedro orientieren, berichten im November 1999, dass inzwischen der neue Pfarrer von Magdalena, Juan de Dios, von der Existenz der Katecheten erfahren hat und ihnen eine Aufforderung zukommen ließ, ihre nicht genehmigte Tätigkeit als Katecheten sofort einzustellen. Am 28./29. 11. 1999 war Rolando Estela, zusammen mit der Koordinatorin der Partnerschaft in San Pedro (Olivia Velarde) und einigen Helferinnen von San Pedro in diesen sechs Comunidades, um sie in ihrer pastoralen Arbeit zu bestärken und zu versichern, dass sie auch in Zukunft nicht im Stich gelassen werden (auch St. Georg sieht diese Comunidades als ihre Partner, als ihre Teilgemeinde an).

Pfarrei St. Johann in Freiburg (Partnerschaft mit „San Lorenzo“ in Namora und Matara). „Herbst 1990: Ein Vortrag von Prälat Dr. Zwingmann begeistert uns, den ‚Arbeitskreis für Eine Welt‘, für die Diözesanpartnerschaft mit der Kirche von Peru. Im Frühjahr 1991 entscheiden wir uns für die Pfarrgemeinde Namora - Matara. Mit dem Pfarrer Rolando Estela Díaz beginnt eine ziemlich lebhaftes Korrespondenz, die aber die Gemeinde noch nicht mit einbezieht, da P. Rolando aus Furcht vor den Terroristen des ‚Sendero Luminoso‘ nicht wagt, die Gemeinde zu informieren“. Die Projekte bestehen in dem Kauf eines Geländewagens für den Pfarrer, der Versorgung einer Nähgruppe mit Nähmaschinen, Ausbildung von Katecheten und den Ausbau eines Gesundheitsdienstes. 1994 verlässt Rolando Estela die Pfarrei, um in Belgien für zwei Jahre Soziologie zu studieren. Ordensschwester sind nun das Rückgrat der Gemeinde. „Im März 1996 wird Américo Becerra, ein junger Priester, zum Pfarrer ernannt. Beim Besuch unserer Delegation im Herbst 1996 konnten wir ihn kennen lernen. Die Partnerschaft wird sich mit ihm weiterentwickeln. Leider haben zum Jahresende 1996 die Schwestern die Pfarrei wegen Unstimmigkeiten mit dem Bischof verlassen“. Américo Becerra wurde 1998 von Bischof Simón zum diözesanen Koordinator für die Partnerschaft mit den sechs Freiburger Gemeinden ernannt. Die Nähgruppe (u.a.) löste sich inzwischen auf. Eine kontinuierliche Arbeit mit Gruppen kann mangels Personal nicht geleistet werden²⁸.

Pfarrei St. Michael in Grenzach-Wyhlen (Partnerschaft mit „Inmaculada Concepción“ in Celendín). „Der Freundeskreis Peru der katholischen Kirchengemeinde in Grenzach zählt zur Zeit (noch) sieben Mitglieder im Alter zwischen ca. dreißig und 65 Jahren. Ein Mitglied stammt aus Peru. Der Arbeitskreis wurde 1989 gegründet. Ein Vortrag von Pfarrer Woitschek gab den Anstoß zur Gründung des Perukreises. Das Ordinariat gab uns einige Adressen von möglichen Partnergemeinden. Wir haben uns dann für Celendín entschieden. Zunächst hatten wir Kontakt zu Pfarrer Mundaca, aber schon bald bildete sich ein ständiger Kontakt zu den spanischen Schwestern heraus, der noch heute besteht, während alle anderen Kontakt wieder abgebrochen sind“. Die Projekte bestehen aus der Unterstützung einer Volksküche, Bau einer Wasserleitung, Ernährungsprogramme, Räumlichkeiten für die Gruppen. Die jährlichen Spenden betragen etwa 4.000 Dollar.

Celendín gehört zu den drei größten Pfarreien der Diözese. Schon in den sechziger Jahren wurde mit der Ausbildung von Katecheten begonnen. Durch den Besuch des Gemeindepfarrers Antero Mundaca in Deutschland im Jahre 1981 bahnte sich in der Folge eine Beziehung mit einer Gruppe in Bamberg bzw. Bayreuth an. 1982 wurde die ersten Projektpläne mit der Bitte um Unterstützung nach Deutschland geschickt. Die Beziehungen waren aber auf Dauer wegen der mangelnden Kommunikation und fragwürdiger Projekte nicht aufrecht zu erhalten. So war man in Bamberg/Bayreuth froh, als 1989 die Gemeinde Grenzach einsprang und einen neuen Versuch wagte. Die Bamberger - Bayreuther Gruppe überwies bis 1998 einen monatlichen Betrag von zuletzt 250 DM nach Grenzach, stellte aber aufgrund der Situation in der Partnerschaft die Überweisungen ein.

1998 stellte sich die Situation in Celendín folgendermaßen dar (aus der Sicht der Pfarrer und Katecheten von Celendín): Pfarrer Mundaca ist krank und wird nicht mehr in Celendín arbeiten können. Die beiden anderen Pfarrer sind seit 1994 in Celendín, einer der beiden als Diakon schon seit 1990. Beide Pfarrer fühlen sich einer befreienden Landpastoral verpflichtet. Sie haben das volle Vertrauen der Landkatecheten, seit 1994 versuchen sie ohne Unterstützung von außen und seitens der Diözese eine entsprechende Pastoral aufzubauen. Für die

²⁸ Seit Sommer 1999 ist David Cruzado als neuer Pfarrer in Namora/Matara. David Cruzado ist der Sohn von Candelario Cruzado, dem ersten Campesino-Katecheten in Bambamarca (siehe auch den Artikel: „Bambamarca, das Pilotprojekt von Bischof Dammert“). Bischof Dammert hielt David Cruzado (weil er ihn gut kannte) nicht geeignet für das Priesteramt. Bischof Simón gelang es dann, Don Candelario auf seine Seite zu ziehen mit dem Versprechen, den Sohn trotzdem zum Priester zu weihen.

Durchführung von Kursen fehlen die elementarsten Mittel wie z.B. Matratzen für die Übernachtungen, weil diese von den Schwestern mitgenommen wurden. Die Gemeinde in Deutschland unterhält keinen Kontakt zu den derzeitigen Pfarrern und Katecheten. Die spanischen Schwestern erhalten neben der Unterstützung von Grenzach noch erhebliche Hilfe aus Spanien und werden vom Bischof massiv unterstützt (z.B. mit 85.000 Dollar für den Kauf eines Hauses). Sie widmen sich der Gesundheitsfürsorge und der Ausbildung entsprechender Promotoren, die mehrheitlich verschiedenen Sekten angehören. Der Bischof besucht die Schwestern regelmäßig, während er auf verschiedene Einladungen der Katecheten nie reagiert hat (siehe Befragung der Gruppen in Celendín). Ein Brief an die Gruppe in Grenzach im Auftrag der Katecheten über die Verhältnisse in Celendín (d.h. wen sie in Wirklichkeit unterstützen und wen nicht), wurde mit einer Verweigerung des Dialogs beantwortet (darin bestärkt vom Referat Weltkirche in Freiburg).

Eine der „Stützen der Partnerschaft“ mit Grenzach war (und ist) Pfarrer Manuel Álvarez, der eng mit den Schwestern befreundet ist. Er wird seit 1992 von Grenzach unterstützt (zuerst für ein Studium in Spanien), dann als Pfarrer von Celendín bis 1994. Ein Mitglied der Gruppe in Grenzach war 1994 für ein Jahr im Rahmen des Freiburger Voluntario - Programms in Celendín ohne zu bemerken, welche verheerende Folgen die Tätigkeit von Manuel Álvarez für die Gemeindegemeinschaft und das Ansehen der Kirche hatte. Er hatte sich mit Manuel Álvarez und den Schwestern angefreundet. Manuel Álvarez war danach zum Direktor des Prä-Seminars für Knaben in San Luís (Cajamarca) bestellt worden, obwohl (oder weil) der Bischof über dessen Verfehlungen Bescheid weiß. Ein Brief an die Gruppe in Grenzach über die Verhältnisse in Celendín (d.h. wen sie in Wirklichkeit unterstützten und wen nicht), wurde mit einer Verweigerung des Dialogs beantwortet, darin bestärkt vom Ordinariat in Freiburg, das sich jede Einmischung von außen verbat (die darin bestand, dem Wunsch der Katecheten nachzukommen, die Partnergemeinde mit deren eigenen Worten zu informieren, siehe auch Fragebogen der Katecheten)²⁹.

c) die sonstigen Pfarreien (darunter die älteste und die jüngste Partnerschaft).

Pfarrei St. Martin in Dortmund (Partnerschaft mit „San Carlos“ in Bambamarca). Der „Dritte - Welt - Kreis St. Martin“ ist mit Abstand die älteste Gruppe. Die Beziehung mit Bambamarca geht auf einen Besuch von Padre Bartolini zurück, der 1962 von Rom kommend in den Sommerferien als Aushilfe (Ferienvertretung) zufällig nach Dortmund vermittelt wurde. Anfangs 1963 wurde Bartolini Pfarrer in Bambamarca. Auch wenn der Kontakt in den ersten Jahren nicht sehr intensiv war, so war die Gemeinde Bambamarca seit 1963 fest im Bewusstsein der Gemeinde St. Martin verankert. Die Gruppe hat heute zwölf Mitglieder, das Durchschnittsalter liegt bei über 65 Jahren und es gibt keinen „Nachwuchs“. Lange Zeit war St. Martin über die Partnerschaft mit Bambamarca hinaus der einzige beständige deutsche Ansprechpartner für die Diözese Cajamarca und Bischof Dammert. Ende der sechziger Jahre wurden die „In-

²⁹ Miguel Garnett als neuer Pfarrer ergreift erneut die Initiative und schreibt im 7. Juli 1999 nach Grenzach: „Liebe Freunde in Grenzach, wir kennen euch bisher kaum. Wir hier in Celendín sind eine christliche Gruppe, die seit drei Monaten immer Dienstags abends sich trifft, um die Bibel zu lesen. In dieser kurzen Zeit haben wir entdeckt, dass die Heilige Schrift langsam zum Volk zurückkehren muss, wie es im Leben der ersten Christen gewesen ist. Wir haben auch gelernt, uns alle am Dialog zu beteiligen, unsere Meinung zu sagen und den Gesichtspunkt jedes Einzelnen ernst zu nehmen. Wir sehen eine Globalisierung ‚von oben‘, die die große Masse der Armen ausschließt. Wir denken daher eher an eine Globalisierung ‚von unten‘, d.h. von den Armen aus. Vielleicht könnte der Kontakt und die Kommunikation zu euch eine neue Form sein, um diese Idee zu verwirklichen“. In einem Gespräch am 18. 11. 1999 sagte Miguel Garnett, dass er noch nie so ein Durcheinander wie in Celendín erlebt hat. Eine Antwort aus Grenzach war bis dahin noch nicht eingetroffen.

formationen aus Cajamarca“ ins Leben gerufen, die aus der „Inkahilfe“ hervorgegangen waren, die wiederum ihren Ursprung in den Rundbriefen von Alois Eichenlaub hatten, der seit 1962 ausführlich und sehr anschaulich und regelmäßig über die Verhältnisse in Cajamarca und in Peru berichtete. Zuerst die einzige, bis heute eine wichtige Plattform für alle Kontakte von und nach Cajamarca, steht heute die Partnerschaftsarbeit von St. Martin vor einer ungewissen Zukunft, zuerst aus Altersgründen, aber auch aufgrund der Veränderungen in Bambamarca und in der gesamten Diözese Cajamarca (siehe: „Bambamarca - das Pilotprojekt von Bischof Dammert.“)

Pfarrei Hl. Kreuz in Castrop-Rauxel (Partnerschaft seit 1998 mit Mollepampa in Cajamarca). „Der ehemalige Perukreis wurde 1972 gegründet, hatte ca. fünfzehn Mitglieder und traf sich monatlich. Das Alter der Mitglieder lag zwischen achtzehn und fünfzig Jahren. Der damalige Vikar der Gemeinde, Richard Rademacher, war vor seiner Tätigkeit in Castrop-Rauxel in der Gemeinde St. Martin in Dortmund tätig. Dort bestand schon Kontakt zu Bischof Dammert und seiner Diözese. Herr Rademacher motivierte Herrn Dr. Hülshoff mit ihm nach Peru zu fahren um vor Ort zu sehen, wo Hilfe durch eine Kirchengemeinde möglich sei. Nach der Reise bauten beide eine Partnerschaft zu Bischof Dammert und seiner Diözese auf. Die Perugruppe etablierte sich in der Gemeinde, sie wurde dort anerkannt und geschätzt. Der Pfarrer und einige Mitglieder des Kirchenvorstandes versuchten nach einiger Zeit die Arbeit zu verhindern und die Mitglieder des Perukreises zu verleumden. Erstaunlicherweise gelang das aber nicht, denn die Gemeinde steht noch heute zu ihrer Partnerschaft. Nach dem Tod von Dr. Hülshoff ging die Partnerschaft nach und nach auseinander. Seit über zehn Jahren gibt es keine Perugruppe mehr in der Gemeinde. Ein Mitglied des damaligen Kreises hält briefliche Kontakte zu einigen ehemaligen Mitarbeitern von Bischof Dammert und leitet die immer noch aufkommenden Spenden der Gemeinde nach Peru weiter“. So konnten noch 1998 etwa 20.000 DM nach Cajamarca (für verschiedenen Gruppen) überwiesen werden.

1997/98 zeigte der Pfarrgemeinderat Interesse an einer konkreten Gemeindep Partnerschaft mit einer Gemeinde in der Diözese Cajamarca. Bisher wurde Bischof Dammert unterstützt (keine konkrete Gemeinde), danach die Arbeit von einigen seiner ehemaligen Mitarbeiter. Dies war nun aber nicht mehr möglich, andererseits war der Gedanke an Cajamarca in der Gemeinde noch sehr lebendig. So erschien es ratsam, angesichts der kirchenpolitischen Umbrüche in Cajamarca gezielt eine Gemeinde zu unterstützen, die gegen den Strom schwimmend an einer Option für die Armen festhalten will. Eine solche Gemeinde wurde gefunden und seither gibt es wieder eine lebendige Gruppe in der Gemeinde Hl. Kreuz, voll und bewusst unterstützt von den Gremien der Gemeinde. Durch die Partnerschaft wird auch das Bewusstsein einer Option für die Armen in der Diözese Cajamarca vor Ort gestärkt oder zumindest wachgehalten.

Pfarrei Maria Frieden in Hannover (Partnerschaft mit „San Nicolás de Tolentino“, Cajabamba). „1981 besuchte Pfarrer Buffo seinen Studienkollegen Rudi Eichenlaub in Cajabamba. Sein Reisebericht löste großes Interesse in Maria Frieden aus. Am 1.1.1984 begann offiziell die Partnerschaft mit Cajabamba. Ende 1985 verließ Pfarrer Rudi Eichenlaub Cajabamba und übernimmt in Peru eine neue Gemeinde (San Marcos)“. Die wichtigsten Projekte waren: Kauf von Solarmodulen, Lebensunterhalt der Priester, Ausbau des Pfarrhauses. „Seit zwei Jahren sind wir nur noch zu zweit. Aktionen und Treffen finden nicht mehr statt. Durch das Ausscheiden fast aller Mitglieder durch Umzug etc. veränderte sich die Zielsetzung, denn die beiden verbliebenen Mitglieder sahen sich nicht mehr in der Lage, Aktionen durchzuführen. Die Partnerschaft wird von der Gemeinde kaum noch wahrgenommen“.

Die Kontakte liefen bis zuletzt über Rudi Eichenlaub. Im Jahre 1997 wurden noch 1.250 Dollar für eine Gesundheitsstation überwiesen. Die Gruppe wurde nicht über die wahre Situation in Cajabamba informiert, auch der Besuch der beiden Pfarrer, Jorge Drago und Tomás Abanto

im Jahre 1993 brachte nichts. „Vor einigen Jahren hatten wir die beiden Pfarrer für mehrere Wochen zu uns in die Gemeinde eingeladen, was aber für die Vertiefung der Partnerschaft gar nichts brachte, da sie sofort nach ihrer Rückkehr nach Peru in eine andere Gemeinde versetzt wurden“. Aus einem anderen (inoffiziellen) Bericht über diesen Besuch steht folgendes: „Die Gemeinde lud die beiden Priester Jorge Drago und Tomás Abanto zu einem Besuch ein. Bischof Dammert war nicht einverstanden mit diesem Besuch, Rudi Eichenlaub vermittelte den Besuch. Die beiden machten einen sehr schlechten Eindruck.....“.

Der „Cajabamba - Kreis“ ist sicher diejenige Gruppe, die mit den härtesten Problemen konfrontiert war: Auseinanderbrechen der Gruppe, Terrorismus in der Partnergemeinde (Cajabamba war bis Ende 1992 die vom Terror des Sendero Luminoso am meisten betroffene Zone der Diözese Cajamarca), die Rolle der einheimischen Pfarrer, keine direkten Kontakte (z.B. keine Besuche, keine Spanischkenntnisse), die Gruppe wurde nicht über die skandalösen Vorgänge in Cajabamba (u.a. über den Umgang mit Spenden) informiert, der mangelnde Rückhalt in der eigenen Gemeinde.

Pfarrer Michael Hergl, Pfarrer in Neuhofen - Ludwigshafen (Partnerschaft mit „San Pablo“, San Pablo). „Auf meine Anfrage hin vermittelte Pfr. Alois Eichenlaub einen Kontakt über die ‚Hermanas Doroteas‘ (damalige Gemeindeleiterinnen) zu San Pablo: Das war im Mai 1991. Die Basarerlöse (Frauengemeinschaft, Kindergarten, Jugend) sollten so ganz konkreten Menschen zugute kommen. Regelmäßig wurde in der etwa monatlich erscheinenden Gottesdienstordnung, vor allem zu Weihnachten und Ostern aus Peru-Briefen zitiert (von den Schwestern in San Pablo oder von Alois Eichenlaub). Pfr. Eichenlaub war mehrmals auch am Pfarrfest an Fronleichnam zu Besuch und predigte, ebenso andere Gäste aus Peru, Priester aus der Diözese Cajamarca oder CAJ-ler, die über die Freiburger Partnerschaften im Raum Mannheim zu Besuch waren. Interesse war vorhanden, aber es zeigte sich doch, dass ohne eine Gruppe, die sich das Anliegen zu eigen macht (participatio actuosa), es nicht zu einer wirklichen Verbindung kommt. Es war mir ein wichtiges Anliegen, ging aber in der vielen Arbeit einfach unter. Da zu viel an mir hing und sonst niemand Briefe schreiben oder übersetzen konnte/wollte, gab es trotz relativ vieler Briefe von San Pablo fast keine tieferen persönlichen Kontakte und bei den meisten keine Weiterentwicklung des Verständnisses von Partnerschaft (über das Geldsammeln hinaus). Den Herren des Verwaltungsrates war es bis 1998 nicht einmal aufgefallen, dass die Opferkerzenerlöse bei der Gottesmutter in unserer Kirche für Kinder in Peru gespendet werden (ca. 2500 DM/Jahr). Der vorhandene ökumenische Eine-Welt-AK hatte seine eigenen Projekte und konnte nicht eingebunden werden, weil die Terminplanung dieses AK immer so kurzfristig war, dass ich nie Zeit hatte, an den Treffen teilzunehmen und San Pablo einzubringen. 1993 machte ich eine persönliche Besuchsreise in Lateinamerika; ein paar wenige Tage verbrachte ich dabei in der Diözese Cajamarca und wir feierten einen schönen Partnerschaftsgottesdienst. Das Interesse danach an der Reise war gleich Null: Fünf Personen erschienen zu einem Diaabend.

In Cajamarca entstand auch die Idee, das neu begonnene Projekt ‚Haus für die arbeitenden Kinder‘ (Manthoc - Cajamarca) durch die Sternsingeraktion zu unterstützen, was auch sehr gut ankam. So war ein zweites Partnerprojekt entstanden, das seitdem regelmäßig mit großem Enthusiasmus und Einsatz unterstützt wird: Kinder und Jugendliche helfen Kindern dort. Hier ist allerdings das briefliche Echo der Verantwortlichen von Manthoc immer etwas schwierig, weil auch andere das Projekt unterstützen, so dass sie scheinbar nicht mehr unterscheiden können, was von wem aus welchem Ort kommt. Für 1997 lud ich schließlich zu einer Studienreise ein, die durch monatliche Treffen ab Dezember vorbereitet wurde, in der aber niemand aus Neuhofen selbst teilnahm. Bedingt durch die Versetzung oder den Rückzug der Schwestern von San Pablo, als Bischof Simón einen spanischen Pfarrer dort einsetzte, beschränkte sich der Besuch dort auf einen Tag. Wir wurden sehr herzlich aufgenommen. Es

waren allerdings sehr starke Spannungen zwischen der mittlerweile autonomen Frauengruppe und dem Pfarrer zu spüren, die ich durch einen Gottesdienst mit allen zusammen versuchte abzubauen. Ich hielt mich dann vor weiteren Kontakten zurück und wir unterstützten nur noch ein wenig die Frauengruppe. Für einen gewünschten größeren Umsatz ihrer Waren konnten wir nicht helfen“. Der spanische Pfarrer hat inzwischen Hilfe von spanischen Schwestern bekommen, die ihre Pastoralarbeit - laut vorliegendem Pastoralplan und in Abstimmung mit den neuen Leitlinien der Diözese - an den schon genannten folgenden Schwerpunkten orientieren: Bekehrung der Herzen; das Beispiel der Himmelskönigin Maria; die Verehrung des Allerheiligsten Altarsakramentes; das Gebet.

Förderkreis Cajamarca e.V. - Perugruppe Herzogenaurach (ohne feste Partnerschaft mit einer bestimmten Gemeinde). „Der Arbeitskreis hat neunzehn Mitglieder, sieben Männer und zwölf Frauen im Alter zwischen 27 und 65 Jahren. Er wurde im August 1990 gegründet und ist hervorgegangen aus einem persönlichem Bekanntenkreis. Eine feste Partnergruppe in Peru gab es anfangs nicht. Es wurden Projekte des DAS, der Frauengruppe um Segunda Torres, der Campesinoschule Apalín und im Gesundheitswesen unterstützt. Der Besuch verschiedener Mitglieder bei Segunda Torres, Hans Hillenbrand, Christa Stark, Anita Torres (Anthropologin) und verschiedenen Gruppen in Cajamarca festigte und vergrößerte die Perugruppe. Seit 1994 konzentriert sich die Beziehung auf die Frauengruppen der Region Bambamarca“. Die Entstehungsgeschichte dieses Kreises ist nicht zu verstehen ohne die Person von Hans Meister und dessen Engagement in der „Herzogenauracher Szene“ seit Ende der sechziger Jahre. Sein Austritt 1990 aus dem Freundeskreis Cajamarca war eine logische Konsequenz nicht mehr überbrückbarer Spannungen innerhalb der Gruppe. Diese Spannungen wurden u.a. hervorgerufen durch die unterschiedliche Bewertung der Rolle des Pfarrers Pedro Cáceda aus der Partnergemeinde Tembladera und die damit verbundene unterschiedliche Betrachtungsweise entwicklungspolitischer, sozialer, kirchlicher und pastoraler Fragestellungen - sowohl in der Partnergemeinde, als auch in Herzogenaurach selbst. Zusammen mit einigen Weggefährten (ebenfalls entwicklungspolitisch und ehemals kirchlich engagiert) gründete er den Förderkreis, der unabhängig von kirchenpolitischen Rahmenbedingungen hier und in Cajamarca mit Basisgruppen in direktem Kontakt steht.

Die nichtkirchliche Gruppe kann ihre Kräfte ohne Rücksicht auf kircheninterne Streitigkeiten auf die Zusammenarbeit und Unterstützung von Basisgruppen konzentrieren. Dies lässt die Gruppe nach außen als attraktiv und glaubwürdig erscheinen, was sich in einer steigenden Mitgliederzahl zeigt. Dagegen geraten kirchliche Gruppen unter Rechtfertigungsdruck, wenn sie zu kirchlichen Basisgruppen - die vom Ortsbischof nicht mehr als kirchliche Gruppen anerkannt werden - direkte Kontakte aufrechterhalten.

Vorläufiges Fazit: Aus den Antworten der Gruppen werden folgende Probleme in den Gruppen und in ihrer Beziehung zur Partnergemeinde deutlich: die mangelnde Kommunikation auf allen Ebenen (qualitativ und quantitativ) und damit einhergehende (Un-) Kenntnisse über die Partner; die Frage nach den Ansprechpartnern, deren Zuverlässigkeit und Repräsentanz; damit verbunden die Frage, wer denn eigentlich die Partner sind und wer die Gemeinde vor Ort repräsentiert; die (meist strukturelle) Schwierigkeit, mit den Bedürftigen (den Adressaten der Spenden) in Kontakt zu treten und deren eigentliche Bedürfnisse erfahren zu können; die Bedeutung des Bischofswechsel; die Frage nach den pastoralen Schwerpunkten (Option) in den Partnergemeinden. Auf die eigene Gruppe bezogen: das eigene Selbstverständnis; die Stellung der Gruppe und der Partnerschaftsarbeit in der eigenen Gemeinde, ihr Ort in der Kirche.

II. Teil: Praxis der Partnerschaft (in ausgewählten Schwerpunkten)

Ausgehend von den Problemen, die sich aus der Vorstellung der Gemeinden herauskristallisiert und wie sie sich aus der Auswertung der Fragebögen an die Gemeinden ergeben haben, werden einige grundsätzliche Themen zur Diskussion gestellt. Die Auswahl dieser Schwerpunkte richtet sich einerseits nach den von den Gruppen selbst genannten häufigsten Schwierigkeiten, andererseits berücksichtigt sie den Rahmen des Zweiten Vatikanischen Konzils und die Situation in den peruanischen Partnergemeinden.

Ein Ausgangspunkt dieser Studie war es, die veränderte Situation nach dem Bischofs- und Richtungswechsel in Cajamarca und dessen Konsequenzen für die Partnerschaft im allgemeinen und die betroffenen Menschen im besonderen, im Lichte von Glaubenserfahrungen und einer damit verbundenen Option für die Armen, zu deuten. Diese Ausgangssituation der Studie war den Gruppen bekannt bzw. sie waren es, die angesichts einer veränderten Situation in den Partnergemeinden nach einer gemeinsamen Basis und Orientierung suchten. Der Fragebogen wurde gemeinsam mit den Partnergruppen entworfen. Auf dem dritten Ulmer „Cajamarcatreffen“ im September 1997, an dem Vertreter von zehn Gruppen teilnahmen, wurde ein Rohentwurf zur Diskussion gestellt. In Gruppenarbeiten wurden dann Anregungen und Ergänzungen erarbeitet, darauf wurde im Plenum der Fragebogen „verabschiedet“. Einheitlicher Wunsch war, den Fragebogen aufzuteilen in einen gemeinsamen Teil für die Gruppe und einen individuellen Teil für die Gruppenmitglieder. Zusätzlich wurde ein eigener Fragebogen an die Pfarrer der Partnergemeinden erstellt. Dieser und der individuelle Teil können im Rahmen dieses Artikels nicht näher berücksichtigt werden.

Die Befragungen und die entsprechende Beantwortung durch die Gemeinden fanden um die Jahreswende 1997/98 statt. Alle fünfzehn Gruppen bzw. Gemeinden, die mit Gruppen und Gemeinden in der Diözese Cajamarca in einer partnerschaftlichen Beziehung stehen, haben an der Befragung teilgenommen. Die Gruppen berichten von einer lebhaften, teilweise auch kontroversen Diskussion beim Ausfüllen. Insgesamt wurde die Beantwortung der Fragen als eine positive Gelegenheit betrachtet, über die Anfänge, Grundlagen, Erfolge, Enttäuschungen, Zielsetzungen usw. der Partnerschaft zu diskutieren. Allerdings mussten in den meisten Gemeinden gewisse Anfangshemmnisse überwunden werden, was nur durch ständiges Nachfragen und Motivieren gelang. Bei Nachfragen kam auch immer wieder zur Sprache (oft verschlüsselt), dass man es nicht gewohnt sei, über eigene Erfahrungen, erstrecht über eventuelle Schwierigkeiten oder gar Misserfolge, „öffentlich Rechenschaft“ abzulegen. Auch war eine gewisse Scheu festzustellen, „sinnlose Grundsatzdebatten“ zu führen und „alte Geschichten aufzuwärmen“, wo man sich doch in erster Linie als Praktiker sehen möchte. Um so mehr waren die Gruppen überrascht, wie fruchtbar und anregend das gemeinsame Ausfüllen war.

Wichtig sind aber auch die Aussagen, die nicht getroffen, Fragen, die übergangen und Probleme und Schwierigkeiten, die ausgeklammert wurden. Entsprechende Ergänzungen ergaben sich aus Rückfragen an die Gruppen (auch in Peru) und einer Einordnung in einen größeren Zusammenhang auf der Basis der oben genannten Ausgangsfragen und Zielvorstellungen. Aufgrund der angetroffenen Situation in den Gruppen werden Probleme herausgestellt, die grundsätzlicher bzw. struktureller Natur sind und nicht als Kritik an den einzelnen Gruppen zu verstehen sind, denn sie arbeiten innerhalb eines bestimmten Kontextes, der in der Regel als fest zementiert erfahren wird. Diesen Kontext gilt es, ausgehend von den Quellen des Glaubens und den Erfahrungen der Partner, zu hinterfragen. Die daraus resultierenden „Antworten“ sind als Anfragen bzw. Thesen zu verstehen. Sie sind auch zu verstehen auf dem Hintergrund der Antworten peruanischer Basisgruppen auf die Frage nach ihrem Glauben, ihrer Praxis und einem Leben in Gemeinschaft als Kirche (siehe Teil I).

1. Die Frage nach der Kirche als Gemeinschaft aller Gläubigen

Im Rahmen einer Arbeit über die Partnerschaftsarbeit katholischer Kirchengemeinden sollte es selbstverständlich sein, dass sich die beteiligten Gruppen und Gemeinden über ihre Vorstellungen von Kirche, deren Fundamente, Praxis und Visionen austauschen bzw. dass sie im Bewusstsein handeln, selbst Kirche zu sein. Schließlich sind alle getauft, fast alle haben die Firmung empfangen, sind in die Gemeinde integriert und die Mehrheit der engagierten Gruppenmitglieder nimmt an der sonntäglichen Feier der Eucharistie teil. Doch während in den peruanischen Partnergruppen das Leben aus dem Glauben heraus und in der Gemeinschaft der Gläubigen das alltägliche Leben prägt, wird in deutschen Gruppen die Beschäftigung mit solchen Fragen als „akademische“ Beschäftigung von und für Experten angesehen, die mit dem alltäglichen Leben und auch der eigenen Praxis in der Partnerschaftsarbeit wenig zu tun hat. Spätestens bei der Frage nach den Ansprechpartnern in den Partnergemeinden (d.h. auch für wen die Spenden sind und von wem sie verwaltet werden) müssen sich die deutschen Gruppen überlegen, mit wem sie Partnerschaft geschlossen haben, was ihre eigenen Motive und Intentionen sind und wer und was sie letztlich selbst sind und wollen. Verschärft wird die Problematik noch durch den Bischofswechsel und die damit verbundene Rückkehr in die Zeiten vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil³⁰. Welche Kirche wollen die deutschen Gruppen unterstützen (hier und dort) und wie ist ihr eigenes Kirchenbild?

Die deutschen Gruppen sehen sich in erster Linie deswegen als kirchliche Gruppe, weil die Mitglieder schon vorher in der Pfarrei aktiv waren und ihr Ansprechpartner in der Partnergemeinde der Pfarrer ist. Zudem nutzen alle Gruppen die kirchliche Infrastruktur. „Die Treffen und Veranstaltungen der Gruppe finden in kirchlichen Räumlichkeiten statt“. „Die Gruppe arbeitet an der Gestaltung von Gottesdiensten mit“. „Die Kassenführung erfolgt über die Kirchenpflege“. „Die Kontakte zur Partnergemeinde laufen hauptsächlich über Priester und Nonnen in Peru“. „Wir feiern regelmäßige Gottesdienste“. Um den eigenen Ort in der Kirche zu bestimmen werden „äußere“ Begründungen genannt (Gottesdienst eingeschlossen, weil er hier als funktionaler Faktor genannt wird). Inhaltliche Gründe werden nur vereinzelt und zögerlich auf Rückfrage genannt („als kirchliche Gruppe sind wir für die Erfüllung des weltkirchlichen Auftrags verantwortlich“). Sich selbst als Kirche fühlen und aus diesem Bewusstsein heraus (innengeleitet), einen Auftrag verspüren, das Evangelium zu verkünden, das Brot zu teilen und aus einer biblisch begründeten Option für die Armen heraus die Begegnung mit den Armen zu suchen - eine solche Begründung (oder mit anderen Worten), lässt sich in den Antworten der Gruppen nicht finden. Diese inhaltlichen Begründungen finden sich aber in den peruanischen Basisgruppen, nie dagegen „äußere“ Begründungen. Wenn die Frauen der Mütterklubs nach dem Motiv gefragt werden, warum sie eine so große Mühe auf sich nehmen, um regelmäßig in der Gruppe mitzuarbeiten und zu den Versammlungen der Gruppe zu kommen, so antworten sie: „Somos cristianos - weil wir Christen sind“.³¹ Wie die Katecheten begründen sie ihr Engagement mit dem Hinweis auf ihren Glauben an Jesus Christus, der wie sie auch inmitten der Armut geboren wurde und der ausgezogen ist, den Beginn einer neuen Zeit zu verkünden. Kirche sind sie selbst, d.h. es ist die Gemeinschaft, die aufgrund ihres Glaubens beginnt, sich und ihr Umfeld im Geiste Jesu zu erneuern.

³⁰ Bischof Simón hält das Konzil für eine Fehlentwicklung, weil es die Autorität der Kirche (will heißen der Priester und Bischöfe) untergraben hat.

³¹ Es ist eine missionarische und prophetische Deutung des eigenen Auftrags, vergleichbar mit dem Selbstverständnis und dem Wirken der ersten Christen. Gerade eine solche Deutung lehnen die meisten deutschen Gruppenmitglieder nicht nur ab, sondern sie empfinden dies als Zumutung, als „romantische Spinnerei“. Andererseits wird ein solches Verständnis bei den Partnern nicht nur akzeptiert, sondern sogar bewundert - eine Projektion unerfüllbar erscheinender Träume und Sehnsüchte in die Ferne?

Von den deutschen Gruppen wird die Kirche hingegen eher als eine Organisationsform gesehen, die bestimmte Dienste anbietet und eine manchmal hilfreiche Infrastruktur besitzt, weniger dagegen als eine „immaterielle“ Größe, z.B. als sichtbares Zeichen des Reiches Gottes oder als Sakrament der Gemeinschaft mit den Ausgegrenzten. Die Kirche ist quasi das „Gehäuse“, das für die jeweiligen Interessen der Gruppe (durchaus auch zugunsten der Gemeinschaft) genutzt werden kann. Wie soll aber die Bedeutung der Partnerschaftsidee der Gemeinde (einschließlich einer Option für die Armen) vermittelt werden können, wenn die Partnerschaft selbst nicht vom Innersten des eigenen Glaubensverständnisses her und nicht als zentral für das eigene Kirchesein begründet werden kann?

Spätestens hier wird die Frage nach dem Fundament des christlichen Glaubens, die Frage nach Jesus Christus, drängend. Während er für peruanische Partnergruppen das Fundament und das Ziel ihres gemeinsamen (!) Handelns ist und dies für sie eine das eigene Leben verändernde Erfahrung darstellt, scheint diese lebensverändernde und befreiende Erfahrung in deutschen Gemeinden nicht gemacht werden zu können bzw. es wird dies gar nicht erwartet oder würde gar als Zumutung empfunden. Auch „von oben“ kann dies trotz aller ritualisierter Glaubenssätze (z.B. im Hochgebet der Eucharistiefeier) offensichtlich nicht hinreichend vermittelt werden, zumal immer deutlicher wird, dass angesichts der kirchlichen Praxis selbst die zentralen Lehrsätze und Glaubensinhalte der Kirche zu bloßen Worthülsen verkommen sind. Für eine bedeutende Zahl aktiver (!) Christen in den Gemeinden scheint die Schilderung der österlichen Erfahrung der bleibenden Gegenwart des auferweckten Christus oder ähnlicher Zeugnisse aus den Partnergemeinden wie eine schöne Geschichte aus „1.001 Nacht“ zu klingen. Wenn gerade diese Erfahrung mit Jesus aber für die Partner die Schlüsselerfahrung ihres Lebens und Glaubens ist, ist damit zu rechnen, dass die deutschen Partner diese Art vom Glauben, wie er in Basisgruppen zu erleben ist, nicht verstehen (können), sondern ihn eher als Teil einer „Folklore“ (weil sie so arm und naiv sind...) begreifen, der für die eigene Wirklichkeit („wir leben ja in einer ganz anderen Welt...“) nicht übertragbar, nicht machbar ist. Es gibt viele Hinweise, dass auch die „Kirche der Autoritäten“ diese Sprache nicht versteht oder zumindest österliche Erfahrungen nicht im Zentrum der verfassten Kirche stehen.

Selbst die Pfarrer, die ihre Partnerschaftsgruppe mit der größten Sympathie begleiten, sehen die weltkirchliche (katholische) Dimension der Kirche zuerst als Zusatz (Anhang), nicht aber als konstitutiv für (katholische) Kirche. Es herrscht weithin ein soziologisches Verständnis von Kirche vor. Dieses Verständnis von Kirche entspricht dem Verständnis, das auch die Hierarchie von Kirche hat, nach dem - de facto - das Volk Gottes, die Laien, als ein Gegenüber und damit als Objekt (als Masse der Gläubigen) gesehen wird, auch wenn diese Trennung - theoretisch, akademisch - als längst für überwunden angesehen wird.

Es besteht eine merkwürdige Ungleichzeitigkeit: Während in öffentlichen Verlautbarungen, Synodenbeschlüssen und diözesanen Reformpapieren angesichts der zukünftigen Perspektiven (wegen des Priestermangels!) immer stärker die notwendige Mitverantwortung der Laien herausgestellt wird, gerät deren tatsächliche Bedeutung als Gemeinschaft der Glaubenden und als Volk Gottes, dem die Amtsträger dienen, wieder mehr aus dem Blickfeld. Der römischen Dimension von Kirche (dem römisch-germanisch inkulturierten Teil von Weltkirche mit entsprechender Rechtsform und Hierarchie) wird eine ungleich höhere Bedeutung beigemessen als dem gelebten Beispiel der ersten Christen und den als befreiend erfahrenen Glaubenszeugnissen der vom Evangelium und dem Zweiten Vatikanischen Konzil inspirierten Campesinos (u.a.). Die historisch gewachsene Form von Kirche, geprägt von antiken und mittelalterlichen Vorstellungen, wird als unantastbar definiert (de facto, nicht dogmatisch). Diese äußere, geschichtliche Form wird so zur Mitte, die universelle und auf Jesus Christus zurückgehende Form von Kirche als Gemeinschaft aller Menschen, die an Jesus den Christus glau-

ben, wird zur Peripherie. Ein naheliegender Rückgriff auf die Fundamente der Kirche, deren Entstehungsgeschichte und die Praxis der ersten Gemeinden (und dem Entstehen von Glaubensgemeinschaften in den Elendszonen dieser Welt) wird folgerichtig als ein Angriff auf die so von oben her definierte Kirche gedeutet. Denn die Einheit der Kirche wird von daher folgerichtig auch immer von oben her definiert, d. h. auf der Basis von Gehorsam gegenüber dem „Stellvertreter Christi“. Dieser bedingungslose Gehorsam (an dem sich letztlich selbst das Gewissen zu orientieren hat) wird somit zum entscheidenden Merkmal der „Rechtgläubigkeit“. Die faktische Aufwertung historisch bedingter äußerer und rechtlicher Strukturen zu „ewigen“ und quasi göttlichen Einrichtungen widerspricht nicht nur allen theologischen Erkenntnissen und den fundamentalen Dokumenten der Kirche (z.B. II. Vatikanum), sie muss sich auch die Frage nach dem Götzendienst gefallen lassen.

Gerade die engagiertesten Mitglieder einer Gemeinde und der Partnerschaftsgruppen leiden zunehmend unter dieser Ungleichzeitigkeit. Sie spüren, dass sie als Laien einerseits immer mehr gefordert sind. Sie werden gebraucht, weil sonst das Gemeindeleben zusammenbricht. Gleichzeitig spüren sie, dass sie bei den entscheidenden Fragen nicht ernst genommen werden. Auf die Partnergruppen in Peru bezogen bedeutet dies, dass sie ihre bisherige befreiende Praxis aufgeben und in den „Schoß der Kirche“ (in die Obhut der Priester) zurückkehren müssten. Tun sie das nicht, sind sie „draußen“ und damit ohne Hoffnung auf Erlösung und Rettung ihrer Seelen (laut bischöflich - lehramtlicher Definition des Bischofs von Cajamarca). Es handelt sich bei der Behandlung dieser Fragen nicht darum, ob diese oder jene Theologie interessanter ist oder nicht, oder darum, welche Vorlieben irgendein Bischof hat oder sonstige akademische Spielereien. Es geht um die (auch materielle) Existenz der Partnergruppen - von unzähligen Menschen, denen die Wege zu einem Leben in mehr Würde und Gerechtigkeit durch autoritäre Blockaden versperrt und die systematisch ausgegrenzt werden.

So ist es nicht überraschend, dass auf die Frage nach dem pastoralen Selbstverständnis der Gruppe nur von sechs Gruppen geantwortet wird. Alle Freiburger Gruppen gehen nicht auf diese Frage ein. Bei Nachfragen wurde gar Unverständnis geäußert, was die Frage denn soll. Nur eine Gruppe sieht den pastoralen Auftrag und die Kirchlichkeit der Gruppe als untrennbare Einheit. „Eine kirchliche Gruppe ist pastoral (im weitesten ‚peruanischen‘ Sinne) ausgerichtet oder es ist keine kirchliche Gruppe“. Noch eine weitere Gruppe sieht ebenfalls im pastoralen Auftrag das Fundament ihrer Partnerschaftsarbeit (und umgekehrt). „Alle Aktivitäten werden aus dem Selbstverständnis einer ureigenen pastoraler Tätigkeit heraus gemacht“. (Diese Formulierungen in den beiden Gruppen stammen von Lientheologen, die in ihrer Gruppe eine maßgebende Rolle spielen). In den verbleibenden Antworten werden die Vorbereitung von Gottesdiensten und Werbung für die Partnerschaft genannt. „Wir möchten den AK innerhalb der Gemeinde bekannt machen und den Gedanken der Partnerschaft bewusst machen“. „Wir gestalten den Gottesdiensten an Perusonntagen“. „Wir beteiligen uns an Glaubensseminaren und an der Gestaltung von Gottesdiensten, innerhalb der Gottesdienste in Form von Gebeten, Spenden, Fürbitten“. Die Aktivitäten auf die eigene Gemeinde hin werden von den Gruppen als ihr spezifischer Beitrag zum Gemeindeleben betrachtet. Außer Fürbitten und besonderen Anliegen in den speziellen Gottesdiensten handelt es sich in der Regel um Informationen über die Partnergemeinden und Spendenaktivitäten. Die Aufzählung dieser Aktivitäten nimmt in den Antworten den größten Raum ein. „Der Perukreis veranstaltet Diavorträge, er hat aktiv an Pfarrfesten teilgenommen und über die Situation in Peru informiert, die Resonanz ist normalerweise - wie auch bei Aktivitäten anderer Gruppen - klein, das Erfolgserlebnis relativ bescheiden“.

Der Einsatz der Gruppenmitglieder für die Partnerschaft ist in der Tat eindrucksvoll. Informationen und Spenden sind die Säulen der Partnerschaften. Bei den Informationen steht im Vor-

dergrund, Verständnis für die Probleme der Partner zu wecken, an zweiter Stelle steht die Motivation für die Spenden. Zwar wird von allen Gruppen gewünscht, mehr in die Gemeinde hineinwirken zu können, doch wie das geschehen könnte, bleibt meist vage. Die Vermittlung des Partnerschaftsgedanken wird als schwierig empfunden, weil man nicht sehen kann, was diese Arbeit hier einbringen soll. Viele Gemeindemitglieder sehen nach Aussagen der Gruppen die Partnerschaft hauptsächlich als eine einseitige Spenden - Partnerschaft. Dazu kommen noch äußere Faktoren: durch terminliche Schwierigkeiten bei den Mitgliedern der Gruppen bleibt die Arbeit oft bei Wenigen hängen. Die wenigen Mitglieder sind oft auch in anderen Kreisen der Pfarrei aktiv und beruflich sehr belastet. Die bereits in der Gemeinde Engagierten haben sich um andere Themen zu kümmern, ein neues Thema können sie nicht mehr aufgreifen (Überlastung der Kerngemeinde).

Im Vergleich der deutschen und peruanischen Gruppen besteht im Verständnis von Pastoral ein eklatanter Unterschied zwischen den peruanischen Partnergemeinden (nicht unbedingt peruanische Priester, sondern Basisgruppen) und den deutschen Gemeinden. Während in Peru (zumindest in den Gruppen und Gemeinschaften, mit denen alle deutschen Gemeinden ja einen möglichst direkten Kontakt wünschen) die Einheit von Glaube und Alltag, Kult und Praxis und Feier des Glaubens und Gemeinschaft selbstverständlicher geworden ist, scheint es bei uns nicht zu gelingen, diese Einheit herzustellen. Die peruanischen Partner werden geradezu bewundert wegen ihrer Fähigkeit, ganzheitlich zu glauben und zu leben, während gleichzeitig die eigene Praxis als mangelhaft erlebt wird. Um so bemerkenswerter und überraschender ist die Ablehnung eines pastoralen Auftrags im Selbstverständnis der meisten Gruppen. Pastoral wird in den Gruppen (und zu vermuten erstrecht in der Gesamtgemeinde) als Aufgabe der Hauptamtlichen betrachtet. Vor allem aber wird Pastoral auf Kult reduziert (Sakramente, Gottesdienst). Dafür aber sind Spezialisten zuständig, die nicht nur dafür ausgebildet wurden, sondern die auch dafür bezahlt werden. Selbst sonst sehr engagierte und fähige Mitarbeiter, ohne die in den Gemeinden wenig geschehen und die in einigen Bereichen noch gerne mehr Verantwortung übernehmen würden, erklären sich für die Pastoral nicht zuständig und/oder nicht kompetent. Es herrscht noch das (unbewusste) Muster vor, dass Laien für die weltlichen Dinge und die Geistlichen für die „überweltlichen“ Dinge zuständig sind (in der Praxis und laut Kirchenrecht sind dennoch die Geistlichen z.B. auch für so profane Dinge wie Finanzhaushalt, Arbeitsrecht etc. in letzter Instanz zuständig...).

Wie ist es zu erklären, dass in unserer „aufgeklärten“ Gesellschaft und Kirche die alten Muster von „Kult- und Opferpriestertum“, die Trennungen von Leib und Seele, von Spiritualität und Engagement offenbar noch wirksamer sind als in Campesinogemeinschaften, die über Jahrhunderte hinweg mit Gewalt gerade in diese Muster hineingepresst wurden? Ersetzt vielleicht ein schwärmerisches Verständnis von Basisgemeinden, in die alle vor Ort unerfüllten Hoffnungen auf eine lebendige Gemeinde und erneuerte Kirche hinein projiziert werden, das konkrete Auseinandersetzen mit den Verhältnissen vor Ort, so dass sich gerade deswegen so wenig verändert?

Die Gruppen beklagen sich darüber, dass sie von der Gesamtgemeinde als „bloße Sammelvereine“ angesehen werden, sie wollen aber mehr sein. Es ist folgender Zwiespalt zu beobachten: Einerseits möchten sie Erfahrungen aus dem Umgang in den Partnergemeinden in die eigene Gemeinde einbringen; sie möchten eine Kirche unterstützen, die Partei für die Armen ergreift; sie möchten mehr Mitsprache und Verantwortung für die Laien, auch in der Partnergemeinde; sie möchten in der Partnerschaft auch eine spirituelle Dimension sehen. Andererseits lehnen die Gruppen mehrheitlich - wie erwähnt - einen pastoralen Auftrag ab und auf die Frage nach der eigenen Spiritualität weiß man keine Antwort, außer vereinzelt Gebet und Fürbitten. In einer Gruppe wird das Unbehagen, einerseits eigentlich viel mehr von der Bibel inspiriert

leben und arbeiten zu wollen, andererseits aber keinen Weg zu finden, wie dies in Gemeinschaft praktiziert werden könnte, in einem anderen Zusammenhang so ausgedrückt: „Eigentlich möchten wir auch so in einer Gemeinschaft unseren Glauben praktizieren, wie dies unsere Partner tun. Aber irgendwie drehen wir uns immer im Kreis, haben immer etwas anderes zu tun oder wir rennen gegen eine Wand, wenn immer wir einen Schritt nach vorne machen wollen“.

Ein weiterer Hinweis, dass die Gruppen durchaus mehr machen wollen als reine Entwicklungsarbeit (und ein Hinweis darauf, was diese Wand sein könnte) ist die Einschätzung aller Gruppen, dass die Partnerschaftsarbeit keinen hohen Stellenwert besitzt, weder in der Gemeinde, noch in der Kirche insgesamt. Die Gruppen werden zwar meist als aktive Gruppe anerkannt und als selbstverständlicher Teil der Gemeinde betrachtet. Dennoch sehen sie sich ganz überwiegend als eine Gruppe am Rande. (Dies ist deswegen kein Widerspruch, weil die Gemeinden und Pfarrer die Existenz einer solchen Gruppe gerne sehen, weil „Mission“ eben gemacht werden muss und man dankbar dafür ist, dass dies einige in engagierter Weise betreiben. Nur dürfen sich diese dann nicht zu wichtig nehmen oder gar Aufregungen verursachen.) Die Gruppe fühlt sich so zwar als notwendige Gruppe anerkannt, aber in ihren Intentionen verkannt und von der Gemeinde nicht getragen. Sie wird innerhalb der Gemeinde dann auch noch kritisiert, wenn sie zu wenig informiert und sie wird auch kritisiert, wenn sie schon wieder informieren will.

Die Gruppen kommen zu dem Schluss: „Partnerschaft führt ein Schattendasein“. „Allgemeine Auffassung: ‚Gut, dass das jemand macht!‘ Wir sehen uns etwas auf verlorenem Posten“. „Wir machen zwar unsere Aktivitäten verschiedener Art, aber erhalten dazu kein Feedback seitens der Gemeinde“. „Wir stehen etwas isoliert da und koordinieren unsere Aktivitäten im Alleingang nach unseren Vorstellungen“. „Partnerschaft wird von manchen als Sache der Gruppe, nicht der Gemeinde angesehen“. „Das Interesse der anderen Gemeindeglieder an unserer Arbeit ist sehr gering. Der AK Peru bleibt eine Randgruppe im Gesamt der gemeindlichen Aktivitäten, das liegt auch daran, dass Peru weit weg ist“. „In der Kirche allgemein: Projektarbeit ist wichtiger als Partnerschaftsarbeit, diese hat keinen zentralen Stellenwert“. „Die Gruppe wird kaum zur Kenntnis genommen“.

Wenn Projektarbeit von kirchlichen Stellen als wichtiger angesehen wird (so der Eindruck der Gruppen) als Partnerschaftsarbeit, wird das von den Gruppen als Mangel oder gar Verkürzung der christlichen Botschaft gewertet. Besonders in den Referaten Weltkirche der Diözesen (außer Freiburg) und auch den Hilfswerken (was hier verständlicher ist, denn dies ist deren Hauptaufgabe) geht es nach Auffassung der Gruppen zuerst um vorzeigbare Projekte und entsprechende Statistiken³². Allgemein wird festgestellt, dass es leichter wäre, reine Projektarbeit zu machen (was dann auch viele tun, weil sie sich darüber hinaus von niemand unterstützt fühlen).

Im Prinzip weiß man, dass „eigentlich“ eine bessere Koordination mit anderen Gemeinden in Fragen der Partnerschaft notwendig wäre, dass man junge Menschen in die Gruppe integrieren müsste, dass man einfach mehr über die Partner und auch gesellschaftliche und kirchliche Zusammenhänge wissen müsste, doch alle Gruppen fühlen sich in diesen Fragen vor allem deswegen hilflos, weil sie sich in ihrem Engagement nicht ausreichend von „der Kirche“ (der eigenen Gemeinde und kirchlichen Stellen) unterstützt und ermutigt fühlen. Den engagierten Mitgliedern der Gruppen darf man keinen Vorwurf machen, wenn sie ihr Engagement nicht

³² Selbst wenn es sich hier um Vorurteile aufgrund mangelhafter Information handeln dürfte - und nicht alle Hilfswerke gleichgesetzt werden dürfen - müsste es den Hilfswerken und Ordinariaten zu denken geben, wie es zu dieser verbreiteten Meinung kommen kann. Mit anderen Worten: Zumindest in der Vergangenheit ging es den Hilfswerken zuerst um Spenden und weniger um Veränderung hier in Deutschland (auf der Basis einer entsprechenden pastoralen Arbeit in den Gemeinden). Zu fragen wäre, ob die Apparate der Hilfswerke und Ordinariate für eine solche Aufgabe vorbereitet sind, personell und strukturell oder ob sie diese Aufgabe gar nicht sehen.

von der Mitte des Evangeliums oder von ihrer Taufe her begründen. Und wenn sie es tun, werden sie in ihre Schranken verwiesen. Denn trotz aller gegenteiligen Beteuerungen scheint man in der kirchlichen Behörde ein Übermaß an Aktivität der Laien und ein entsprechendes Selbstbewusstsein der Gemeinden mehr zu fürchten als deren Passivität (die mit „Frieden und Einheit“ gleichgesetzt wird, während das ehrliche Ringen um menschlichere und dem Evangelium gemäßigere Formen als Streit und Aggression gegen die Kirche gedeutet wird). Wenn keine Gruppe im Zentrum der Gemeindeaktivitäten steht, dann bedeutet das, dass keine Gemeinde die Partnerschaft in den Mittelpunkt ihrer Gemeindepastoral stellt. Die Partnerschaftsgruppe (wie jede Gruppe in der Gemeinde) ist für die Gemeinde nicht konstitutiv.

Was Gemeinde (Kirche) ist, wird nicht zuerst von den Gläubigen und deren Gemeinschaft her definiert. Was Gemeinde ist, bestimmt die Hierarchie. So wird am Beispiel peruanischer Partnergemeinden deutlich, dass Glaubensgemeinschaften, die auf der Basis des Evangeliums ihr Leben und ihren Glauben miteinander teilen (und Priester einladen) deswegen nicht Gemeinde sind, weil sie nicht „kirchlich anerkannt“ sind, während überall laut römischem Kirchenrecht dort Gemeinde (Kirche) ist, wo ein Priester von seinem Bischof zum Pfarrer bestellt worden ist, unabhängig von dessen Praxis, den betroffenen Menschen und davon, ob überhaupt eine Basis (Gemeinschaft) vorhanden ist oder nicht. Eine Gruppe, die im Kontakt und in der Begegnung (Comunio) mit den Ausgegrenzten deren Bedürfnisse und Glaubenserfahrungen als Orientierung für sich selbst ernst nimmt, wird innerhalb der organisierten Kirche zu einer Randgruppe. Überspitzt formuliert: der überwiegende Teil des Volkes Gottes, ausgerechnet gerade die Bedürftigsten, die am meisten Hunger nach Brot und nach Gott haben, werden von einer kleinen Minderheit, deren Tische überladen sind mit Brot und dem „Wissen von Gott“, an den Rand gedrängt (vergl. Lazarus).

Exkurs: Das Hauptargument der fehlenden Zeit, das von allen Gruppen genannt wird und der damit zusammenhängenden Überlastung lässt darauf schließen, dass in der Rangfolge der Prioritäten ein fundamentaler Unterschied zwischen deutschen und peruanischen Gruppen besteht. Während hier die Menschen wenig Zeit benötigen, um für den existentiellen Lebensunterhalt zu sorgen, aber dennoch keine Zeit haben, weil sie mit Dingen beschäftigt sind, die über das Existentielle hinausgehen, ist es in Peru anders herum: Die Menschen brauchen viel Zeit, um das Überleben zu sichern, haben aber darüber hinaus mehr Zeit - Zeit, die sie in die Gemeinschaft investieren, in die Verbesserung ihrer Beziehungen aber auch in die Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse. Es stellt sich die Frage, was für die Menschen hier existentiell so wichtig ist, dass sie trotz immer noch steigendem Wohlstand (auf die Mehrzahl der Gruppenmitglieder bezogen) in immer größeren Druck geraten bzw. sich immer mehr selbst unter Druck setzen. Im Grunde ist diese Frage nach den Prioritäten eine Frage nach dem Ersten Gebot, eine Frage nach Gott. Diese Frage wird von den Basisgruppen in Cajamarca eindeutig beantwortet: Ohne Gott gibt es kein (menschenwürdiges) Leben.

Wichtig ist vor allem die Frage, was es für die Verkündigung der Botschaft Jesu bedeutet, wenn selbst für engagierte Gemeindemitglieder (die eigentlich nicht ums Überleben kämpfen müssen und Zeit hätten) die Verkündigung der Botschaft Jesu bzw. ein Ausrichten an seiner Botschaft entweder nicht mehr absolute Priorität hat oder (innerhalb bestimmter gesellschaftlicher und kirchlicher Strukturen) für utopisch und nicht realisierbar angesehen wird. Umgekehrt: nimmt man die eigene Taufe und damit die Verkündigung der Botschaft von Jesus dem Christus ernst, bleibt eine verschwindend kleine Zahl von Menschen, die unter den Bedingungen dieser Gesellschaft und der heutigen Zeit bereit und auch in der Lage wären, den Anbruch der Herrschaft Gottes zu verkünden und dies zeichenhaft in Gemeinschaft zu leben (als Kirche). Diese kleine Gemeinschaft hätte dann mit der zu noch 70% christlichen Gesellschaft wenig gemein. (In jeder Gemeinde gibt es engagierte Christen, die bis an den Rand der Er-

schöpfung sich für die Gemeinde bzw. Partnerschaftsarbeit einsetzen. Diese gilt es zu stützen und zu ermutigen. Dieser Exkurs richtet sich nicht kritisch an den Einzelnen, sondern an den gesellschaftlichen Kontext; es geht um strukturelle Anfragen an Gesellschaft und Kirche).

2. Kommunikation (Besuche, Begegnung, Comunio, Kommunion)

Hier wird davon ausgegangen, dass die Eucharistie das Grundsakrament von Kirche ist. Die Eucharistie hat ihre Wurzeln in der Feier des Auszugs aus der Sklaverei und den Worten und Taten Jesu (Umkehr und Verkündigung des Reiches Gottes, dessen Zeichen u.a. die Tischgemeinschaft mit den Ausgeschlossenen und das gemeinsame Festmahl ist). Sie bedeutet, dass Jesus als Christus gegenwärtig ist, wenn Menschen in seinem Namen das Brot teilen (die Gaben der Schöpfung und all das, was Menschen zum Leben brauchen). Sie ist Vorwegnahme der Gemeinschaft mit Gott und allen Menschen, einer Gemeinschaft, in der alle Kinder Gottes „das Leben in Fülle“ haben werden. Dieser Anspruch von Eucharistie lässt sich nicht nur einlösen durch die sogenannte Sonntagspflicht. Voraussetzung für Eucharistie ist eine entsprechende Praxis bzw. eine entsprechende Praxis ist bereits Eucharistie, wenn diese Praxis ihren Ausdruck findet in einer gemeinsamen Feier.³³ Wenn nun deutsche Gruppen im Namen Jesu mit den Bedürftigsten das Brot teilen (und das wollen sie), dann ist das konstitutiv für Kirche. Nach den Aussagen der Gruppen, findet aber die große Mehrheit der Gruppen keine Wege, um mit den Bedürftigsten in einen engeren Kontakt und Dialog einzutreten, der Voraussetzung für Begegnung und miteinander Teilen ist. Die Bedürftigsten erfahren oft noch nicht einmal, dass jemand mit ihnen das Brot teilen und Gemeinschaft haben will. Die große Mehrheit der Gruppen berichtet zudem, dass nach dem Bischofswechsel die Kommunikation mit den Partnern schwieriger geworden ist und dass Bedürftige strukturell ausgegrenzt werden. Um es als Paradox auszudrücken: Kirche (der „Autoritäten“, der Mächtigen) verhindert Kirche (der Armen, der Machtlosen). Dies ist zwar eine uralte Tragödie, seit Kain und Abel. Sich damit abfinden heißt, den zentralen Glaubenssatz des Christentums vom Tod und von der Auferweckung Jesu nicht ernst zu nehmen.

Wie sieht es mit der Möglichkeit einer Begegnung mit den Armen aus, wie funktioniert Kommunikation und welche Möglichkeiten haben deutsche Gruppen, wirkliche Partner zu sein oder zu werden?

a) Ansprechpartner: Überall, wo es keine direkte Kontakte zu Gruppen bzw. wo es überhaupt keine aktiven Gruppen in der Partnergemeinde gibt, gibt es zur Zeit wenig oder keine Kommunikation. Der Wunsch aller Gruppen ist ein direkter Kontakt zu den Partnern, zu den Gruppen der Partnergemeinde und zur Partnergemeinde insgesamt. Als ein Hauptproblem der Partnerschaften stellt sich die Frage nach den Ansprechpartner in den Partnergemeinden heraus (Partnerschaft mit wem?).

Drei deutsche Gruppen stehen in direktem Kontakt zu Basisgruppen in der Partnergemeinde. Diese direkten Kontakte werden nach Ausschöpfen aller „kirchlich legalen“ Möglichkeiten unter Umgehung der Gemeindeleitung und gegen den Willen des Bischofs praktiziert. In den anderen Gruppen besteht ein wachsendes Misstrauen, dass der jeweilige Pfarrer der Partner-

³³ Eine Unterscheidung zwischen einer „Eucharistiefeier“ ohne oder mit Priester wird hier nicht angestellt und stellt sich aus einer konkreten Praxis heraus nicht, bzw. eine solche Frage erweist sich als zweitrangig. Eine solche Unterscheidung entspricht nicht der Praxis Jesu und den Erfahrungen der ersten Christen und christlicher Basisgruppen, die aus der Situation heraus feiern und die Gegenwart Gottes erleben, wenn sie das Brot miteinander teilen. Dogmatische Fixierungen bedeuten letztlich, Gott selbst vorschreiben zu wollen, wann und mit wem er sich an den Tisch setzen darf.

gemeinde nicht (mehr) die dortige Gemeinde repräsentiert und das verbreitete und anerzogene Bild vom Pfarrer als Verkörperung und Repräsentant der Einheit einer Gemeinde gerät ins Schwanken. Besonders die Freiburger Gemeinden sind hier betroffen und sind auch am hilflosesten³⁴. Der Wunsch nach direkten Kontakten deutscher Gemeinden zur „Basis“ (zu den Ärmsten) kommt in Konflikt mit der realexistierenden Gemeindesituation in den Partnergemeinden, in denen mehrheitlich die Pfarrer allein „Besitzer“ der Partnerschaft oder nicht behilflich sind, Kontakte zu den einzelnen Gruppen zu ermöglichen bzw. solche Gruppen überhaupt nicht wollen (besonders nicht auf dem Land, was wiederum für die deutschen Gemeinden am attraktivsten wäre). Die Frage, wer und was Gemeinde ist, wer die Träger der Partnerschaft und wer und was die bleibende und konstitutive Konstante in der Beziehung zweier Gemeinden sind, wird verdrängt. Oder die Probleme mit den Ansprechpartnern werden als spezifisches Lokalkolorit Cajamarcas angesehen, was im Grunde nichts mit der deutschen Realität zu tun hat und was letztlich akzeptiert werden muss. Ähnlich verhält es sich bei der Frage nach dem Bischof als Repräsentant der Kirche von Cajamarca. Nur in seltenen Fällen wird wahrgenommen, dass die peruanischen Partnergruppen erwarten, dass die deutschen Gemeinden Stellung beziehen und sie angesichts der Anmaßungen der offiziellen Kirche nicht im Stich lassen. Viele deutsche Gruppen übernehmen (mangels Alternative) die Haltung der offiziellen Kirche, nach der die Einheit mit dem jeweiligen Bischof wichtiger ist als die Einheit mit den Ausgegrenzten. Den Gruppen ist diese Haltung in ihrer Konsequenz meist nicht bewusst, führt aber in der Praxis gerade zu einer Verweigerung der Partnerschaft mit den Bedürftigen, weil man die Terminologie der Amtsträger verinnerlicht hat (Ideologie einer Einheit und *Comunio* von oben), anstatt von den Armen und dem Evangelium her zu argumentieren und mit den Armen die Einheit und die Tischgemeinschaft zu suchen und Pfarrer und Bischof dazu einzuladen³⁵.

Seit dem Bischofswechsel wird eine erhebliche Zunahme der Kommunikationsschwierigkeiten registriert, weil der Bischof als Vermittler und „Notanker“ ausfällt. Seither schreiben die peruanischen Priester noch weniger oder auch gar nicht mehr. Ausländische Priester, die vorher eine große Hilfe in der Partnerschaft waren und oft als Vermittler eingesprungen sind, sind außer einem Pensionär nicht mehr in der Diözese. Am besten funktioniert noch die Kommunikation mit den Schwestern (die immer mehr durch Schwestern kontemplativer Ordensgemeinschaften aus Spanien ersetzt werden). Der aktuelle Bischof (bzw. Pfarrer) steht somit (abgesehen von seinen theologischen Prämissen) einer wirklichen Partnerschaft im

³⁴ Wenn sie sich in ihrer Not (wie in mindestens drei Fällen geschehen) dann um Hilfe an das Referat Weltkirche der Erzdiözese Freiburg wenden, werden sie von dessen Leiter darauf hingewiesen, unter allen Umständen den Kontakt mit dem Pfarrer aufrecht zu erhalten und in schwierigen Fällen den Ortsbischof um Vermittlung zu bitten. Nach einer solchen Auskunft fühlen sich die Ratsuchenden noch hilfloser und unter Umständen gar schuldig, weil sie die Schuld an dem nicht gelingenden Dialog bei sich selbst suchen.

³⁵ Eine Delegation aller fünfzehn Partnergemeinden bat bereits am 22. 10. 1997 um ein Gespräch bei Adveniat, das dann im Frühjahr (trotz Bedenken von Mons. Spelthahn: „von der Sache her halte ich so ein Gespräch aber nur dann für sinnvoll, wenn auch der jetzige Bischof von Cajamarca, Mons. Simón Piorno, daran teilnehmen würde, denn es scheint mir kein guter Stil zu sein, über jemand in seiner Abwesenheit zu sprechen. Schließlich war in der Vergangenheit und ist es bis auf heute, ADVENIAT eine Instanz, die Brücken baut...“ usw.) zustande kam („zudem wollte ich mich aber auch vorher mit Herrn Domkapitular Sauer kurzschließen, da etwa die Hälfte der unterzeichneten Gemeinden ja aus der Erzdiözese Freiburg stammen“). Auf diesem Gespräch stellte der Geschäftsführer von Adveniat fest, dass jede Zusammenarbeit in Übereinstimmung mit dem jeweiligen Ortsbischof geschehen muss, denn der Bischof von Cajamarca ist stets qua Amt die Kirche von Cajamarca. Alle Versuche, ohne dessen Erlaubnis in seiner Diözese zu wirken, ist gegen die Kirche gerichtet und spaltet somit die Kirche. In der Praxis werden damit Tausende engagierter Christen exkommuniziert. Wenn man die Worte Mons. Spelthahns konsequent zu Ende denkt und der Bischof von Cajamarca (d.h. alle seine Werke, sein Verhalten usw., über das umfangreiche Dokumente und Zeugnisse vorliegen) wirklich die Kirche wäre, dann sollten diese Zeugnisse tatsächlich vorgelegt werden, damit der Welt verkündet werde, was Kirche ist.

Weg, d.h. er verhindert Weltkirche (katholische Kirche), während es Aufgabe eines Bischofs ist, Gemeinschaft, Dialog und damit Partnerschaft zu ermöglichen. Das Problem liegt darin, dass ein Bischof (und jeder kirchliche Amtsträger) vom seinem Amt und seiner Weihe her definiert wird (und nicht von dem her, was er wirklich tut, wie und mit wem er lebt, von wem er Geld erhält und mit wem er sich an den Tisch setzt.... und dies gemessen am Beispiel des Guten Hirten, Jesus) bzw. ob er diesem Amt auch gerecht wird. Das Kriterium aber, ob er seinem Amt gerecht wird, ist wiederum institutionell vorgegeben und besteht zur Zeit zuerst in der bedingungslosen Treue zum Papst (und nicht zum Evangelium und den Armen).

In der Abwicklung der Kommunikation haben die deutschen Gruppen einen großen Vorsprung gegenüber ihren Partnergruppen. Dies schließt die technischen Möglichkeiten mit ein, bezieht sich aber vor allem auf die Transparenz in der Kommunikation. In der Regel ist auf deutscher Seite die gesamte Gruppe an der Kommunikation beteiligt, auch die Gemeinde wird mit einbezogen. Der Pfarrer steht dabei nicht im Mittelpunkt. „Briefe nach und aus Cajamarca werden veröffentlicht“. „Die Kommunikation ist transparent. Jeder darf wissen, was wer geschrieben hat“. In den peruanischen Partnergruppen ist die Situation verschieden. In demokratisch organisierten Basisgruppen mit direkten Kontakten ist die Transparenz kein Problem (wohl aber die technische Abwicklung). In den Gruppen ohne Direktkontakte (oder zu wenig direkten Kontakten) wird diese Situation als schweres Hindernis für die Partnerschaft empfunden. „Die Kommunikation gestaltet sich oft schwierig, da oft wenig konkrete Information vorliegt“. „Unser Problem seit zwei Jahren ist der Umbruch in der Partnergemeinde, der uns ohne festen Ansprechpartner ließ, wir fangen daher fast wieder von vorne an.“ „Schwierig ist der Kontakt mit Bischof Simón und den Pfarrern“. „Es ist innerhalb der Partnergemeinde noch zu wenig bekannt, dass es uns gibt“.

Wenn es wenig Ansprechpartner gibt und nur der Pfarrer schreibt oder die Besuchergruppe empfängt, erschwert dies ein Kennen lernen der Lebensumstände der Partnergemeinde. Deren Probleme, einschließlich der Ursachen, können dann nicht authentisch zur Sprache kommen. Innerhalb der Diözese Cajamarca ist den einzelnen Gemeinden nicht bekannt, welche weitere Gemeinde eine Beziehung nach Deutschland hat. Ein Austausch von Erfahrungen ist daher auch unbekannt.³⁶ Es besteht vielmehr die Tendenz, bestehende Beziehungen zu verheimlichen. In Gemeinden mit demokratisch organisierten Basisgruppen ist das nicht zu beobachten, da sie von ihrem Selbstverständnis her auf Öffentlichkeit und Mitsprache hin angelegt sind.

b) Besuche: In allen Gemeinden kam es zu Besuchen. Das persönliche Kennen lernen ist für alle Gemeinden ein unverzichtbarer Bestandteil der Partnerschaft. Die Besuche werden einheitlich als entscheidend und wegweisend für die Partnerschaft genannt. „Besuche sind sehr wichtig für beide Seiten, persönliche Beziehungen tragen die Partnerschaft hier und dort“. „Der Stellenwert ist sehr hoch, Verteilung der ‚Lasten‘ hier auf mehrere Schultern“. „Die Besuche sind das feste Bindeglied zwischen uns und den Partnern und das fruchtbarste Lernfeld in der Partnerschaft“. „Durch die Besuche kann man sich ein besseres Bild machen über die reale Lebensweise der Menschen und Probleme und daraus resultierende Wünsche besser in konkrete Projekte umsetzen. „Den Stellenwert der Besuche schätzt die Gruppe sehr hoch ein, bisher wurden aber die Besuche nicht genügend vorbereitet, die Partnerschaft ist ‚Mensch‘ geworden und ist den Leuten bewusst geworden“.

³⁶ Das Partnerschaftsbüro der Erzdiözese Freiburg in Lima wollte 1997 ein Partnerschaftstreffen in Cajamarca organisieren, doch kam es mangels Resonanz nicht zustande. Eine neue Situation entstand 1998 durch das Partnerschaftstreffen der sechs Freiburger (!) Partnergemeinden in Cajamarca unter der Leitung von Bischof Simón und auf Einladung und Drängen des Freiburger Partnerschaftsbüros in Lima.

Besuche sind für alle Gruppen die dichteste Form der Kommunikation. Ansatzweise werden in den Antworten der Gruppen auch theologischen Dimensionen angedeutet, so wenn von der persönlichen Begegnung mit den Partnern von einer „Menschwerdung der Partnerschaft“ gesprochen wird. Allerdings haben die Gruppen mehrheitlich die Erfahrung gemacht, dass der Besuch des peruanischen Pfarrers in der deutschen Gemeinde, weder hier noch dort zu einer entscheidenden Belebung der Partnerschaft geführt hat³⁷. Peruanische Pfarrer sehen in ihrer Mehrheit den Besuch eher als „Lohn“ der Partnerschaft und weniger als Möglichkeit, mit neuen Ideen in die eigene Gemeinde zurückzukehren. „Die Besuche hier fanden Beachtung, haben aber kein dauerhaftes zusätzliches Engagement gebracht“. „Leider gab es trotz guter Ansätze hier bei uns seitens der Partner keine weiteren Schritte mehr nach dem Besuch hier, wir sehen hier auch die Konsequenz aus der eindimensionalen Kontaktschiene“. Die Mehrzahl der Gemeinden ist daher mit Einladungen sehr vorsichtig, ist sich aber gleichzeitig bewusst, dass die Ungleichheit der Besuche die generelle Schieflage (von arm zu reich) eher noch bestärkt. Campesinos waren noch nicht zu Besuch. Einladungen an die direkt Betroffenen werden diskutiert, im Prinzip auch für wünschenswert erachtet, doch wegen der sehr großen sozialen und kulturellen Unterschiede nicht ausgesprochen (Sorge um Kulturschock).

Nach den Berichten aus den Gruppen war der Besuch in Peru mit weitem Abstand das schönste Erlebnis innerhalb der Partnerschaft. Mehrheitlich sind es die Besuche auf dem Land, die in Erinnerung bleiben. Wo es nicht zu diesen Besuchen auf dem Land kam, wurde dies schmerzlich vermisst. Das bedeutet, dass man gerne auf das Land gegangen wäre, dies aber z.B. vom Pfarrer der Partnergemeinde nicht vorgesehen war. Die Besucher möchten das Leben der Ärmsten (nicht nur auf dem Land) aus der Nähe kennen lernen, sie möchten deren Hütten sehen, wissen, was sie essen und wie und von was sie leben. Von diesen Armen eingeladen zu werden, ist für alle Besucher das schönste Erlebnis bzw. wäre der größte Wunsch. Man erinnert sich zuerst an die überschwängliche Gastfreundschaft, an die Freude und Begeisterung der Menschen und an die gemeinsamen (Wort-) Gottesdienste. Je ärmlicher dabei die Umgebung und um so ärmer die Menschen, desto nachhaltiger ist die Erinnerung. Diese so entstandene, stark emotionale Verbindung ist es, die viele Besucher heute zum Durchhalten befähigt. Das Band der Zärtlichkeit ist das Fundament einer stabilen und echten Beziehung und es ist diese zärtliche Verbundenheit, die über alle Unterschiede hinweg trägt und so auch Rückschläge verkraften kann. Gerade die Menschen, die sich auf diese Ebene der Beziehung eingelassen haben, leiden dann am meisten, wenn die Partner der Willkür von „Autoritäten“ ausgeliefert sind. Sie können dann auch ihre Betroffenheit - selbst in der eigenen Gruppe - nur sehr schwer denen vermitteln, die diese Erfahrungen nicht gemacht haben oder rein formalistisch und legalistisch z. B. von den nun mal so vorhandenen kirchlichen Strukturen sprechen. Theoretische Erkenntnisse oder moralische Appelle vermögen vielleicht Einsichten zu schaffen, geben aber allein nicht die Kraft und bewirken keine Veränderung. Verhaltensänderungen, von denen vereinzelt berichtet wird, beruhen auf dem direkten Erleben von Elend und Unterdrückung im Zusammenhang der Begegnung mit den Partnern (vor allem Campesinos). Verhaltensänderung wird hier im Sinne von Bekehrung und Umkehr verstanden.

Ist man bereit, diese Begegnungen und Verhaltensänderungen als religiöse Ereignisse ersten Ranges zu sehen, dann wird deutlich, dass es farbenfrohe, sinnliche und bewegende Momente sind, die den Menschen in seinem Innersten bewegen und Religion (Offenheit für das Andere)

³⁷ Spätestens 1981 begann mit der Einladung der beiden Pfarrer Antero Mundaca (Celendín) und Jorge Lopez (damals Bambamarca) durch die Gemeinde St. Martin, Dortmund ein der Partnerschaft wenig dienlicher „Rundreisetourismus“, der danach anderen jüngeren Pfarrern als Vorbild diente. Ein rühmliche Ausnahme bildet ausgerechnet der Besuch von Padre Perales in Ostrach, ebenso der Besuch von Padre Victorino in Herzogenaurach (der für die Situation in Herzogenaurach sehr hilfreich war, nicht aber für die weitere Arbeit in Tembladera).

konstituieren. Eine Begegnung mit dem „Anderen“ kann die Voraussetzung dafür schaffen, dem ganz „Anderen“ begegnen zu können (und umgekehrt). Dass es sich dabei auch um tiefe mystische und spirituelle Erlebnisse handelt, wird allerdings von den Betroffenen kaum so erfahren, da man nicht gelernt hat, in diesen Kategorien zu denken und zu sprechen. Man wird überwältigt, ohne zu wissen, was wirklich geschieht. Die Erschütterung, im notleidenden Nächsten das Antlitz des gekreuzigten Christus zu entdecken, ist der entscheidende Moment einer persönlichen Bekehrung und Umkehr - und um so wichtiger, wenn diese „grenzüberschreitenden“ Glaubenserfahrungen in den eigenen Gemeinden nicht gemacht werden (können). Der „normale“ Gemeindegottesdienst, als eigentlich dichteste Form der Gemeinschaft mit Gott und den Menschen, bietet offensichtlich keinen Raum für solche Erfahrungen. Es sind dagegen gerade die erlebten Gottesdienste mit Campesinos (mit oder ohne Priester), die für einige Besucher zum ersten Mal erahnen lassen, was es heißt, mit den Armen das Brot zu teilen und gerade so die Gegenwart Gottes zu spüren. Etliche Besucher berichten von Tränen, derer sie sich nicht schämten. In den Gruppen sind diejenigen die aktivsten, die von solchen Erlebnissen erzählen können. Sie sind mit dem Herzen dabei, weil sie sich anrühren ließen und sich geöffnet und „ausgeliefert“ haben. Wo die Beziehung aber nur auf rein rationaler Basis besteht, finden sich auch bald rationale Argumente, um die Beziehung abubrechen.

Die vorliegenden Erlebnisberichte der Besucher und ihre Erfahrungen nach dem Besuch in der eigenen Gruppe und Gemeinde bestärken den weiter oben erwähnten Eindruck, dass in deutschen Gemeinden die zentrale christliche Frage nach Christus nicht ihre angemessene Bedeutung hat. Wenn (reiche) Menschen den Armen begegnen und in ihnen gar das Antlitz des gekreuzigten Christus entdecken, wenn sie aus dieser Erfahrung heraus zu einem neuen Engagement finden, werden sie gerade deswegen in der eigenen Gemeinde zu Außenseitern. Die Gemeinde ist permanent „mit anderen Dingen, einer Unmenge von Dingen, beschäftigt“, wie es eine Besucherin ausdrückt, aber sie ist nicht in der Lage oder hat keine Zeit, sich wirklich auf die in der Partnergemeinde gemachten Erfahrungen einzulassen. Überspitzt formuliert: die christliche Kirche in reichen Ländern (und deren kolonialen Ablegern bzw. Abziehbildern in armen Ländern) ist längst entchristlicht, weil die Frage nach Jesus Christus (Worte, Taten, Tod und Auferstehung) eine höchstens sekundäre Rolle spielt. Sie ist somit ohne Fundament und ohne Substanz. Es funktioniert aber noch der Apparat, den man bei Bedarf in Anspruch nimmt, weil man ja auch Steuern bezahlt.

Erschütternd ist, dass diese Praxis gerade von Kirchenoberen zum Maßstab gemacht wird und als Vorbild dient, so in der Frage nach dem Kriterium der Mitgliedschaft in der Kirche, die (ist man erst einmal ungefragt Mitglied) ausschließlich über Geld (Steuern) definiert wird. Dagegen erscheint sogar die Praxis des Bischofs von Cajamarca logischer, der die monatliche Ohrenbeichte zum Kriterium der Mitgliedschaft in der Kirche macht und der somit wenigstens konsequenter an der Lehre der Kirche festhält als die „liberale“ deutsche Kirche (die er konsequenterweise als „protestantisch verseucht“, also als hoffnungslosen Fall darstellt). Wie können aber peruanische Basisgruppen, deren Fundament der Glaube an Jesus Christus ist, mit deutschen Partnergruppen eine gemeinsame Basis finden? Wer sind in den deutschen Gemeinden die Ansprechpartner z.B. für die Katecheten, die Basisgruppen usw.?

c) Projekte: In den Projekten vergegenständlicht sich die Kommunikation, sie sind die materielle Basis der Partnerschaft. Die Art und Effizienz der Projekte zugunsten der materiell Bedürftigen hängt in entscheidender Weise von der Art der Kommunikation ab.

Die deutschen Gemeinden möchten in keiner Weise den Eindruck erwecken, den Partnern bestimmte Projekte aufzuzwingen. Tatsächlich werden in keiner Gemeinde die Projekte von hier aus vorgegeben, sondern alle Projektvorschläge kommen von den Partnern. Hier wird dann lediglich geprüft, ob diese Projekte finanzierbar sind oder nicht. Auch wird peinlichst

vermieden, den Partnern inhaltliche Vorgaben zu machen, außer - aus deutscher Sicht als selbstverständlich vorausgesetzt - dass die Arbeit und das Geld den Armen zugute kommt. Man vertraut dem Partner (meist Pfarrer), dass dieser am besten weiß, was zu tun sei. Dennoch wäre es allen Gruppen lieber, wenn die Vorschläge von den Bedürftigen selbst kämen, diese mindestens aber mit einbezogen würden. Aber das traut man sich, wenn überhaupt, nur sehr zaghaft zu formulieren, da es sonst als Zeichen des Misstrauens ausgelegt werden könnte. Bedauert wird sehr, dass von den Betroffenen selbst keine Rückmeldungen kommen und auch von den Verantwortlichen kommt wenig. Dennoch möchte man nicht kontrollieren, um nicht als „Kolonisator“ zu erscheinen. Die meisten Gruppen stehen in dem Dilemma, einerseits sich den Spendern verantwortlich zu fühlen und diese auch entsprechend zu informieren und Rechenschaft abzulegen und andererseits den Partnern gegenüber äußerst verständnisvoll zu sein (sein zu müssen) und keine unnötigen bürokratischen Hürden einzubauen. Denn gerade darin möchte man sich von den großen Hilfswerken unterscheiden, ohne sich allerdings mit deren Arbeitsweise, Form der Projektbegleitung, Grundlagen und Zielvorstellungen intensiver befasst zu haben. Eine entschiedener Begleitung der Projekte seitens der deutschen Gemeinden wäre wünschenswert. Dabei könnten die Erfahrungen der Hilfswerke (Misereor) von großem Nutzen sein, doch werden diese Erfahrungen aus verschiedenen Gründen wenig genutzt bzw. es besteht ein Informationsdefizit (beiderseits), was seitens der Gemeinden schnell zu Vorurteilen führt („wir handeln unbürokratisch, aber die Hilfswerke...“)

Auch wenn rein technische Projekte, Bauten, Landwirtschaft usw. überwiegen und als leichter abwickelbar angesehen werden, möchten alle Gemeinden, dass in den Partnergemeinden mehr Gruppen entstehen, dass Katecheten mehr Verantwortung übernehmen und pastorale Fortschritte (einheimische Kirche, Rolle der Laien, Basisgemeinschaften) sichtbar werden. Diese Wünsche werden aber erst auf Rückfragen geäußert und sind eher unterschwellig vorhanden. Man findet keine Möglichkeit (oder ist nicht in der Lage), dies deutlich zu formulieren und auch den Partnern gegenüber zu vertreten, was zudem von der Mehrzahl der Gruppen als unzulässige Bevormundung betrachtet würde und deshalb unterlassen werden sollte.

Über die Hälfte der befragten Gemeinden gibt nur zögerlich Auskunft über Projekte, vor allem wenn es um Probleme im Zusammenhang mit Projekten oder um die Höhe der Spenden geht. Noch zögerlicher ist man, wenn es um die Information in der Partnergemeinde selbst geht. Aus Angst, den peruanischen Pfarrer bloßzustellen, nutzt man nicht die Gelegenheit, z.B. bei Besuchen in der Partnergemeinde öffentlich über die Partnerschaft und konkret über die Höhe der geschickten Spenden zu informieren. Man fürchtet - neben der evtl. Bloßstellung - Neid und Streit zu verursachen, ohne zu bedenken, dass gerade eine mangelnde Information zu Unfrieden führen kann. Die Mehrzahl der peruanischen Gemeindemitglieder (bezogen auf die Gesamtheit der Gläubigen im statistischen Sinne und nicht bezogen auf die aktiven Gruppen) geht selbstverständlich davon aus, dass jeder Pfarrer, der Besuch aus Deutschland bekommt oder selbst schon in Deutschland war, seinen Teil erhält. Die Gemeinden mit direkten Beziehungen haben dank der vorhandenen Transparenz nicht diese Probleme. Ein peruanischer Pfarrer (Bischof), dem die Partnerschaft ein großes Anliegen ist, müsste in seinem eigenen Interesse und zu seinem eigenen Schutz für Transparenz sorgen.

Alarmierend ist, dass nach Aussagen der Gruppen kaum wahrgenommen wird, was die Gelder bei den eigentlichen Adressaten bewirken oder welche Empfindungen sie auslösen können. Neben den schon erwähnten mangelnden Direktkontakten spielt hier auch die Unkenntnis der Mentalität der Empfänger eine Rolle. Es ist sehr schwer, sich als Außenstehender in die Mentalität der Empfänger einfühlen zu können. Dies sollte aber zumindest als Herausforderung erkannt und als Ziel nicht aus dem Auge verloren werden. Von diesem Bemühen hängt ab, ob es überhaupt möglich ist, sich dem Fremden (analog dem „Anderen“) zu öffnen, ohne dass

dieser vereinnahmt und dessen Identität gefährdet, sondern stabilisiert wird. Es ist auf Dauer nicht durchzuhalten, einerseits den Ärmsten helfen zu wollen, gar in einen konstruktiven Dialog „von Angesicht zu Angesicht“ eintreten zu wollen, andererseits aber ständig mit der „Unmöglichkeit“ eines direkten Kontaktes konfrontiert zu werden. Durch die kaum vorhandene Wahrnehmung der Empfindungen der Betroffenen kann zudem nicht überprüft und notfalls korrigiert werden, ob der eingeschlagene Weg der Partnerschaft und Projektarbeit nicht doch zuletzt nur die bisherigen Muster der Abhängigkeit verstärkt oder nicht.

Fazit: Wenn die Eucharistie in ihren drei Dimensionen (Erinnerung - Gegenwart und Praxis - Vision und Zukunft) und ausgedrückt im Bild des Brotteilens und des gemeinsamen Mahles, das Grundsakrament von Kirche ist, ist es für kirchliche Gruppen von entscheidender Bedeutung, dass sie auf die Voraussetzungen, um mit denen das Brot teilen zu können, die vom Herrn zum Festmahl geladen sind, größten Wert legen. Zu diesen Voraussetzungen gehören der Kontakt mit den direkt Betroffenen, die Möglichkeit einer wirklichen Begegnung und eine effiziente materielle Unterstützung (Projekte). Wenn diese Voraussetzungen nicht gegeben sind, steht nicht nur die Partnerschaft, sondern auch die Möglichkeit von weltweit Kirchesein auf tönernen Füßen. Ein Faktor aber lässt sich nicht planen und ist bei aller sonstigen Unvollkommenheit letztlich entscheidend: das Vertrauen.

3. Einheit (Trennung) von Sozial und Pastoral

Dieses Thema ist in der Beschreibung der Arbeit in den peruanischen Partnergemeinden durchgehend präsent. In den Fragebögen wurde nicht direkt nach Sozialpastoral gefragt. Bei einer direkten Befragung hätten auch alle Gruppen bestätigt, dass Pastoral und Sozial zusammengehören (dieser Rückschluss ergibt sich aus den Antworten der Gruppen in anderen Zusammenhängen). In der Frage nach dem pastoralen Verständnis bzw. dem jeweiligen Ort in der Kirche, wurden bereits einige Hinweise auf das Verständnis von Pastoral gegeben. In den Partnergruppen und den Gemeinden gibt es einen Widerspruch: Im eigenen Selbstverständnis und in der konkreten Partnerschaftsarbeit (Projektarbeit) ist der pastorale Aspekt wenig ausgeprägt, der eigene Auftrag und die Zielsetzung wird nur selten „von den Quellen“ her begründet, das Soziale steht eindeutig im Vordergrund. Im Bezug auf die eigene Gemeinde und Gesellschaft steht dagegen das kultische Element im Vordergrund (Pastoral in seiner verengten Bedeutung) und die eigene Wirklichkeit (Gesellschaft, Wirtschaft, Politik) wird nicht im Lichte des Glaubens analysiert und folglich werden auch keine praktischen (gesellschaftspolitisch relevante) Konsequenzen daraus gezogen - das Soziale wird so in der eigenen Glaubens- und Gemeindepraxis vernachlässigt. (Wie beide Bereiche nicht nur zusammenkommen, sondern noch nicht einmal als verschiedene Bereiche gesehen werden - siehe die Artikel über Bambamarca: „Die Stimme der Campesinos“). Die folgenden Punkte sind lediglich als Ergänzungen gedacht.

Diskussion um „Politik“ (innerhalb der Gruppen): In fünf Gemeinden kam es immer wieder zu heftigen Diskussionen um politische Fragen. „Die Frage, wie politisch dürfen wir sein? (Entschuldung, Jugendarbeitslosigkeit etc.), standen immer im Zentrum der Diskussion“. „Konflikte um die Theologie der Befreiung wurden in den Gruppen, teilweise auch in der Gemeinde, kontrovers diskutiert“. Das Engagement in der Friedensbewegung führte zu weiteren Konflikten, einmal gar zum Ende als MEF. In drei Gemeinden kam es zu Spannungen zwischen „Machern und Betern“, in zwei Gemeinden wurden die Spannungen durch den Auszug der „Macher“ bereinigt. In allen Gemeinden, in denen es innerhalb der Gruppe zu Kon-

flikten kam, wurden die Konflikte dadurch gelöst, dass sich ein Teil der Gruppe (meist der „politischere“ Teil) zurückzog, resignierte oder sich anderswo engagierte. Dabei ging es stets um die Frage, ob bzw. wie eine kirchliche Gruppe sich in die Politik einmischen darf und ob ein Zusammenarbeiten mit nichtkirchlichen Gruppen (die durchweg als „links“ und als kirchenkritisch eingestuft wurden) erlaubt sei. In den Anfangsjahren waren mehr Menschen bereit, in den Gruppen mitzuarbeiten, die nicht primär vom kirchlichen Milieu geprägt waren. Das Milieu der Gruppen in der Gemeinde und damit die Gemeinde selbst wird immer mehr verengt, d.h. sie finden keinen Zugang zu anderen Milieus und umgekehrt. Folglich wird heute in der Mehrheit der Gruppen eher ein Rückgang von Veränderungsmöglichkeit in der Gemeinde und im gesellschaftlichen Umfeld festgestellt als zu Beginn der Partnerschaft. Von einer Aufbruchstimmung in den Gruppen oder gar Gemeinden ist nicht viel (mehr) zu spüren. Die Gruppen sind angepasster geworden. Inwieweit dies die Möglichkeiten einer „Partnerschaft mit Außenseitern“ (auch in der eigenen Gemeinde) erschwert, kann hier nicht verifiziert werden. Doch prinzipiell neigen sich verengende Gruppen eher dazu, sich abzuschotten, als sich zu öffnen. Kann durch eine Partnerschaft mit Ausgegrenzten vielleicht nicht doch gerade diese Verengung aufgebrochen werden?

Der Kirche sonst Fernstehende sind in den kirchlichen Gruppen nicht (mehr) zu finden. In den Anfangszeiten gab es mehr Reibereien und Auseinandersetzungen mit der Gemeinde. Als „Gemeinde“ wurde hier von den Gruppen meist der Kirchenrat wahrgenommen, der parteipolitisch ausgerichtet war oder auch die Gottesdienstgemeinde, die von „rein politischen“ Themen wenig wissen wollte. Pastorale Konflikte wurden außer dem Streit um die Theologie der Befreiung nicht genannt. Es gab eher Konflikte der Gruppe mit den Pfarrern und/oder meist konservativen Gruppen in der Gemeinde. Anlass war stets der Verdacht politischer Einseitigkeit und mangelnder Kirchlichkeit.

Standort in der eigenen Gesellschaft - gesellschaftliche Veränderungen: Für einen Katecheten in einer Comunidad (oder Präsidentin eines Mütterclubs einer Pfarrei in Cajamarca) ist es selbstverständlich, seinen Standort in der Gesellschaft zu bestimmen. Er erfährt sich als ein Ausgeschlossener, als Opfer von Verhältnissen, die von Menschen so eingerichtet sind, dass einige Wenige davon profitieren und Viele darunter leiden. Diese Standortbestimmung wird nicht nur erfahren, sondern der Katechet kann auch in der Regel erklären, warum das so ist und welche wirtschaftlichen Interessen dahinter stehen. Vor allem aber weiß er, dass diese Fragen fundamental mit seinem Glauben an den biblischen Gott des Lebens zusammenhängen. Aufgrund seines Glaubens beginnt er diese Gesellschaft zu verändern, weil er z.B. glaubt, dass es nicht Gottes Wille ist, dass seine Kinder nichts zu essen haben, keine Schule besuchen können und als „Indios“ weiterhin verachtet werden. Wegen seinem Glauben sieht er das globale Wirtschaftssystem nicht als gottgegeben an, sondern als Ursache für die zunehmende Verelendung weltweit. Es gehört zu seinem Glauben, dieses gottlose System zu überwinden und er weiß um Alternativen aufgrund seines Glaubens. Er kennt in der Regel viel besser die grundsätzlichen Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils und weiterer kirchlicher Dokumente als vergleichbar Engagierte in deutschen Gemeinden. Er weiß, was z.B. eine bestimmte Finanz- und Wirtschaftspolitik mit dem Glauben zu tun hat und kann seinen Glauben und sein damit zusammenhängendes Engagement glaubwürdig begründen. Er ist von den Auswirkungen einer entsprechenden Politik direkt betroffen. Deutsche Gemeinden leben in den Zentren dieser Politik, doch es fällt ihnen schwer, darüber zu sprechen.

Wer stellt die entsprechenden Fragen innerhalb der deutschen Gemeinden und deutschen Kirche? Welchen Standort nimmt der Einzelne und die Kirche innerhalb dieser Gesellschaft ein, die Wenigen (und dazu gehört die deutsche Kirche mit ihren Mitgliedern) weiter wachsenden Wohlstand bringt? Es geht hier nicht darum, fertige Antworten zu produzieren, vielmehr soll

auf die Unterschiede in der Betrachtungsweise zwischen christlichen Gemeinden der Einen Kirche, die in Partnerschaft verbunden sind, hingewiesen werden. Alarmierend - und für die peruanischen Partner wenig ermutigend - ist es, wenn deutsche Gemeinden offensichtlich nicht in der Lage oder willens sind, alternative Wege zu den wirtschaftspolitischen und finanziellen Interessen der Mächtigen zu suchen oder gar beispielhaft als christliche Gemeinschaft alternativ zu leben. Veränderungen in der Gesellschaft werden von einem Großteil der Gesellschaft lediglich in Richtung von noch mehr Freiheit für den Kapitalverkehr und noch mehr individueller Selbstverwirklichung diskutiert und die damit verbundene Verheißung nach mehr Wohlstand hat den Platz der biblischer Verheißungen von mehr Gerechtigkeit eingenommen. Es wäre eine Aufgabe christlicher Gemeinden, die Stimme zu erheben und vielleicht doch noch eine Alternative zu entdecken und diese auch zu formulieren (sowohl im eigenen Interesse eines „sinnvollen“ Lebens als auch im Interesse der Partner).

Individueller Bewusstseinswandel infolge der Partnerschaft: Nur in den individuellen Fragebögen wird von einzelnen Gruppenmitgliedern - nie als Gruppe insgesamt - von einem neuen Nachdenken über den eigenen Standort berichtet. Es sind die Mitglieder, die entweder selbst länger im Ausland waren oder die Besuche bei den Partnern sehr intensiv erlebt haben. „Die Beschäftigung mit den Problemen der ‚Dritten Welt‘ hat unseren Blick für die Probleme unserer Gesellschaft verschärft, uns Mut gemacht die Dinge beim Namen zu nennen und aktiv zu sein“. „Man schüttelt mehr denn je den Kopf über die Konsum- und Ego-Gesellschaft hierzulande“. Der Blick auf die sozialen Verhältnisse dort bewegt dazu, noch mehr abzugeben“. Man möchte durchaus noch politischer werden, fühlt - eher als man es sich konkret vorstellen kann - dass sich etwas verändern müsste (auch bei sich), sieht sich aber vor allem durch das kirchliche Umfeld gebremst und unverstanden und als winzige Minderheit in der eigenen Kirchengemeinde. Gefühle des Unbehagens und von Schuld sind zu beobachten, weil man bei sich selbst zu wenig Änderung bemerkt und auch das eigene Umfeld nicht ändern kann (noch nicht einmal die eigenen Kinder). Wenn man dann auch noch an die großen weltwirtschaftlichen Zusammenhänge denkt, überkommt einem erstrecht das Gefühl von Ohnmacht.

Konkrete Beispiele in den Partnergemeinden erleichtern das Verständnis für entwicklungspolitische Zusammenhänge. Hervorzuheben sind hier die Fragen, was man in Deutschland unter Entwicklungspolitik versteht bzw. wem diese Hilfe bisher konkret zugute kam (Beispiel Staudamm bei Cajamarca), wie es möglich ist, dass in Cajamarca die größten Goldvorkommen in Amerika ausgebeutet werden und die Bevölkerung immer ärmer wird und die Frage der Auslandsverschuldung Perus, die zu immer größerer Armut in Peru führt, obwohl die Armen nichts von den Krediten sahen und die Schulden eigentlich schon längst getilgt sind. Positiv stellt sich die nicht in den Fragebögen berücksichtigte Kampagne zum Schuldenerlass 2000 dar. Hier ist beispielhaft die Diözese Freiburg zu nennen (vor allem die KAB), die in Zusammenarbeit mit ihren peruanischen Partnern viele Partnergemeinden in ihren diesbezüglichen Aktivitäten unterstützt oder diese gar erst angeregt hat.

Einzelne Gruppenmitglieder sind bewusst als Christen in politischen Gruppierungen aktiv (Menschenrechtskomitees, Umweltorganisationen). Von der Kirche als Institution und von der Theologie fühlen sie sich im Stich gelassen oder zumindest unverstanden. Von einer Minderheit wird vor allem deswegen die (deutsche) Kirche kritisiert, weil sie sich aus deren Sicht um Dinge kümmert, die niemanden interessiert, mit sich und ihren Strukturen beschäftigt ist, materiell zu reich ist, spirituell aber arm und zu sehr mit dem politisch-wirtschaftlichen System verknüpft ist.

Diakonie aus der Mitte der Gemeinde: Caritas Für die christlichen Gemeinschaften in den Partnergemeinden in Cajamarca erwächst der Dienst am notleidenden Nächsten aus der Mitte des Glaubens heraus und er hat seinen „Sitz“ in der Mitte der christlichen Gemeinschaft. Dies

war auch in den ersten christlichen Gemeinschaften im Vorderen Orient und im Mittelmeerraum so (siehe Apg. 2 und „Die Theologie der Kirche von Bambamarca“ in „Die Stimme der Campesinos“). Wenn in einem Mütterklub oder in einer Comunidad ein Mitglied leidet, wenn z.B. die Mutter von noch kleinen Kindern gestorben ist, nehmen die anderen Familien die Kinder auf. Zahllose weitere Beispiele ließen sich aufzählen. Das hat sicher auch etwas mit der Tradition und dem kulturellen Umfeld zu tun. Doch gerade in christlichen Gemeinschaften ist dies die Regel, aber außerhalb solcher Gemeinschaften - inzwischen auch in Peru - eher die Ausnahme. Diakonie ist fundamentaler Bestandteil der Glaubenspraxis, sie ist Glaubenspraxis. Sie ist auch konstitutiv für Kirche (neben der Verkündigung und der Feier des Glaubens, Eucharistie). Wenn eine dieser drei Säulen von Kirche aus der Gemeinde - gar noch institutionell gewollt oder zumindest gefördert - ausgelagert wird, fehlt eine dieser drei Säulen. (Wenn auch noch die beiden anderen Säulen sehr brüchig sind, sie z.B. auch an die exklusive Vermittlung durch geweihte Personen gebunden sind, wenn z.B. Eucharistie nicht auch als konkretes Brotteilen erfahren und begriffen wird, wenn die „Laien“ sich nicht für Pastoral und Verkündigung zuständig fühlen und wenn es doch vereinzelt geschieht, gleich die Verwaltung einschreitet - was bleibt dann noch?)

Allein schon durch die bloße Existenz des deutschen Caritasverbandes fühlen sich immer mehr Gemeindemitglieder in Fragen der Diakonie für nicht zuständig oder kompetent. Denn dafür gibt es Profis (siehe auch pastorales Selbstverständnis). Umgekehrt hat der Caritasverband keine Wurzeln in den Gemeinden, wenn es auch entsprechende Bemühungen gibt, diesen Zusammenhang zwischen Gemeinde und Caritas herzustellen (aus Gründen der Rekrutierung ehrenamtlicher Mitarbeiter). Inwieweit sich der Caritasverband zunehmend zu einem rein kommerziellen Dienstleistungsbetrieb (Konzern, Wirtschaftsunternehmen) in freier Konkurrenz zu ändern (eventuell ebenfalls „christlichen“) Dienstleistern entwickelt, sei dahingestellt. Festzuhalten bleibt, dass eine Grundfunktion von Kirchesein in kirchlichen Gemeinden keine Heimat hat. Dies schmälert nicht den beispielhaften Einsatz vieler Gemeindemitglieder in Sozialausschüssen, Besucherdiensten etc., die sich aber auch nicht im Zentrum der Gemeinde fühlen und zudem ein überdurchschnittlich hohes Durchschnittsalter haben. Deren Einsatz ist um so bewundernswerter angesichts der genannten strukturellen und inhaltlichen Defizite.

(Analog dazu, aber hier nur in Klammer gesetzt, verhält es sich wohl mit der Theologie. Die Theologie als wissenschaftliche Disziplin hat sich längst zu einem von den Gemeinden unabhängigen Wissenschaftsbetrieb mit eigenen Spielregeln und Marktmechanismen entwickelt, der mit dem konkreten Gemeindeleben wenig zu tun hat und der deshalb auch keine gesellschaftliche Bedeutung hat. Die Campesinos sprechen z.B. nicht von einer Theologie der Befreiung. Sie erzählen von ihrem Glauben, von ihrem Leben und wie der Glaube ihr Leben und ihr Umfeld verändert. Theologen, deren Leben wohl nur schwerlich vom Glauben (Umkehr, soziales Engagement etc.) verändert wurde, erlauben sich gleichwohl, die Glaubenspraxis der Armen zu zensieren, darüber zu diskutieren, Probleme aufzuwerfen und diese dann unter ihresgleichen zu diskutieren, Fragen und Antworten hin und her zu schieben um dann nach langem Bemühen und mit möglichst vielem Zitieren aller gängigen Modetheologen, das man für wissenschaftlich hält, z.B. zu dem Ergebnis zu kommen, dass die Eucharistie (Brotteilen) vielleicht eine soziale Verantwortung impliziert. Worauf sich dann ein Kollege berufen fühlt, dagegen oder dafür (was eigentlich egal ist) seine Bedenken zu erheben, Korrekturen anzubringen, worauf ein anderer Man bewegt sich permanent im Uneigentlichen und hält dies schließlich für die ganze Welt (Gott eingeschlossen). Eine solche Theologie kreist um sich selbst und reflektiert bestenfalls von ihr selbst erfundene oder geschaffene Probleme und sie hat daher nicht die Kraft, auf die wahren Überlebensfragen der Menschheit eine angemessene Antwort zu geben bzw. sich den entsprechenden Herausforderungen zu stellen. Der wissen-

schaftlichen Theologie ist die eigentliche Theologie, nämlich der Glaube des Volkes, der Glaube in der Gemeinde und deren Praxis, weitgehend unbekannt bzw. er ist noch nicht einmal von Interesse - höchstens als soziologisches Datenmaterial. Wie soll aber eine von der Basis abgehobene Theologie die Stimme der Armen hören können, auf die sie - eigentlich - existentiell angewiesen wäre, wollte sie christliche Theologie sein? Es ist der Theologie wohl auch nicht gelungen, neuere theologischen Erkenntnisse dem „Volk“ zu vermitteln und damit zu einer Stärkung und Begründung des Glaubens beizutragen. Sie hat eine Mitverantwortung für ein verbreitetes „christliches Analphabetentum“.

Das Gesagte zielt nicht auf eine Aufhebung wissenschaftlicher und/oder „verstaatlichter“ Theologie, sondern auf eine gleichberechtigte Partnerschaft mit Gemeinden, die letztlich gerade auch die Stellung z.B. theologischer Fakultäten eher stärken als schwächen würde, weil sie dadurch eine gesellschaftliche Verankerung bekäme. Die vorliegende Arbeit ist als ein Versuch zu werten, Praxis und Theorie zusammenzubringen. Der Anstoß für diese Arbeit ging von einzelnen Partnerschaftsgruppen aus, die sich dann mit der Bitte um Unterstützung an die universitäre Theologie wandten).

4. Konflikte und die Frage der Einmischung

Ein Anlass für diese Studie war, die im Zusammenhang mit dem Bischofswechsel in Cajamarca aufgetretenen Schwierigkeiten in den Partnerschaftsbeziehungen zu analysieren und nach Wegen für eine gezieltere Zusammenarbeit mit den Partnergemeinden zu suchen. Hier spielt die Frage nach der Kirche eine entscheidende Rolle. Es ist eine Frage nach der Ernsthaftigkeit der Partnerschaft. Um die Armen wahrzunehmen, muss man die Stimme der Armen hören und das Evangelium gemeinsam lesen (in Cajamarca werden kirchliche Gruppen aus der Kirche gedrängt, weil sie sich auf die Bibel berufen und eigenständig darin lesen). Das Beispiel der Gemeinde St. Georg zeigt exemplarisch, wie zwei Gemeinden gemeinsam um neue Wege gerungen und Auswege gefunden haben (siehe Artikel: „St. Georg...“)

Die meisten Gemeinden antworten nicht auf die Frage nach der Einmischung. In Rückfragen wird deutlich, dass dieses Thema zu heikel ist und dass man sich dazu nicht öffentlich äußern dürfe. Dabei werden zwei Argumente genannt: a) das Nennen von Missständen wird als Netzbeschmutzung angesehen, dies schadet der Glaubwürdigkeit und nützt vor allem den Kirchengegnern. b) Die Einheit der Kirche wird gefährdet und durch die Unterstützung von Basisgruppen wird eine Parallelkirche geschaffen, die Kirche wird gespalten.

Sechs Gemeinden nehmen dennoch Stellung, zwei lehnen eine Einmischung grundsätzlich ab („Wir glauben an die Macht des Gebets“), vier sind entschieden für eine Einmischung: „Ja, durch entschiedene Parteinahme zugunsten der Bedrängten, durch Verweigerung finanzieller Unterstützung einer ‚Kirche gegen das Volk‘. „Die bedeutendste Einmischung ist z.Z. der Zusammenhalt mit dem dortigen Partner gegen die ‚Macht von oben‘, d.h. gegen die Macht, die von der neuen Diözesanleitung kommt“. „Solche Einmischungen sind eine Frage der Wahrheithaftigkeit, des Gewissens - aber auch des Überlebens der dortigen Partnerschaftsgruppen“. „Das Anforderungsprofil für eine Welt und ein Leben in Fülle und für alle Menschen muss fundamentaler Bestandteil unseres christlich partnerschaftliches Handeln sein. Davon gilt es keine Abstriche zu machen!“

Ein weiterer Grund für die Zurückhaltung liegt in der Gruppe selbst. Eine begründete Stellungnahme zur Entwicklung in der Diözese Cajamarca und in den einzelnen Partnergemeinden und die damit verbundene Option setzt eine gründliche Auseinandersetzung über christlich - pastorale Grundfragen in der eigenen Gruppe und der eigenen Gemeinde voraus. Dabei

ist nicht an theologisches Expertenwissen gedacht, sondern an „einfache“ Fragestellungen (eigentlich „Fragen an Taufbewerber“) wie die nach den pastoralen Fundamenten, Zielsetzungen und Schwerpunkten in der eigenen Gemeinde, nach dem Selbstverständnis der Gruppe als Teil der Gemeinde und der Kirche und dem Warum der eigenen Aktivitäten. Erst eine eigene, begründete Positionsbestimmung ermöglicht es, pastorale (Fehl-) Entwicklungen nicht nur zu erkennen, sondern auch Stellung zu beziehen und Standpunkte zu vertreten. Konkret: wenn für alle Gruppen die Option für die Armen an erster Stelle steht, die Rolle der „Laien“ - insbesondere der Frauen, die qua sexo alle Laien sind - hier und auch in den Partnergemeinden als wichtig angesehen wird und alle eine Kirche als gleichberechtigte Gemeinschaft aller Gläubigen wollen, dann müssten sie auch laut aufschreien, wenn in den Partnergemeinden und anderswo diese Grundsätze mit Füßen getreten werden. Fühlt man sich dabei auf sicherem Boden („abgesichert“ durch kirchliche Dokumente wie das Zweite Vatikanische Konzil, Medellín, deutsche Synodenbeschlüsse etc.), erstreckt aber bestärkt durch die positiven Erfahrungen einer „Kirche mit Poncho und Sombrero“ in Cajamarca, dann kann man auch in aller Gelassenheit und Entschiedenheit seinen Standpunkt vertreten und Anmaßungen und Verirrungen einiger kirchlicher und vatikanischer Amtsträger als „antikirchlich“ (weil gegen die Gesamtheit des Volkes Gottes gerichtet) denunzieren.

Während in den peruanischen Partnergruppen diese Grundsatzfragen ein stetes Thema sind, tauscht man sich in deutschen Gemeinden über pastorale Prioritäten nicht ausreichend aus. Neben einer Rückbesinnung auf das Wesen von Eucharistie, dem Grundsakrament von Kirche, ist vor allem eine Rückbesinnung auf das Sakrament der Taufe notwendig. Beide Sakramente scheinen in ihrer ursprünglichen Bedeutung von der Kirche nicht mehr allzu hoch eingeschätzt zu werden, weder von der Hierarchie noch von den einzelnen Gläubigen. Diese Aussage bezieht sich an dieser Stelle nicht darauf, dass der „Masse“ der Gläubigen aus kirchenrechtlichen Gründen die Eucharistie vorenthalten wird und dass damit Kirchenbildung behindert wird, sondern auf die Beobachtung, dass die Gläubigen, die auf den Namen von Christus getauft sind, sich so selten auf diesen Jesus Christus berufen, auf sein Leben, seine Passion und auf seine Auferstehung. Jeder Getaufte und jede Gruppe, die im Geiste Jesu handelt, ist der Ort, an dem sich Kirche insgesamt darstellt. Die Taufe - und nicht das Kirchenrecht - ist das maßgebende Sakrament für jeden Christen.

Die schon erwähnte mangelnde Kommunikation, die fehlenden oder falschen Ansprechpartner und ambivalente und oft widersprüchliche Informationen, erschweren zusätzlich eine sachgemäße Unterstützung und Parteinahme zugunsten der Partner. Dabei ist den deutschen Gruppen kein Vorwurf zu machen, wenn sie sich streng an den „Dienstweg“ halten bzw. sich solange daran klammern, bis auch diese Stricke reißen. Wie sollen die Gruppen angemessen reagieren, wenn sie oft gar nicht (genau) wissen (können), was in der Partnergemeinde wirklich geschieht? Das Hauptproblem liegt darin, dass zwischen den eigentlichen Partnern ein (institutioneller) Vorhang gezogen ist, der den Blick auf das Wesentliche verhindert. Nur österliche Erfahrungen werden diesen Vorhang in der Mitte zerreißen und neues Leben ermöglichen. Besuche bei den Partnern können dabei helfen, weil sie den Blick freimachen und eine Begegnung von „Angesicht zu Angesicht“ ermöglichen³⁸.

³⁸ Ein drastisches Beispiel für diesen „institutionellen Vorhang“ stellt folgende Begebenheit mit dem Leiter des Referates Weltkirche der Erzdiözese Freiburg dar: In einem mitnotierten Telefongespräch am 11. 2. 1998 ging es u.a. um die Frage der Einmischung. Als ich ihm versuchte darzulegen, dass unsere Partner in San Pedro, Cajamarca nichts eindringlicher wünschen, als dass wir sie begleiten, sie nicht auch noch verlassen, dass wir unsere Stimme erheben etc. (siehe „Stimme der Campesinos und Geschichte der Partnerschaft St. Georg, Ulm), antwortete Prälat Sauer: „Das ist so wie im Prager Frühling 1968, als die Altkommunisten ebenfalls um Hilfe vom Ausland riefen und dann die sowjetischen Panzer anrollten und alles platt wälzten“.

Gemäß dieser Logik wird auch diese Studie konsequenterweise als unerlaubte Einmischung in innerperuanische Angelegenheiten angesehen und entsprechend bekämpft, es wurde mit allen Mitteln versucht, sie zu verhindern.

Angesichts der geschilderten Schwierigkeiten lassen sich bei den Gruppen (und auch innerhalb der Gruppen) zwei entgegengesetzte Verhaltensweisen beobachten. Einige Gruppen stellen die Erfolge ihrer Partnerarbeit besonders heraus, leben und zehren noch von diesen Erfolgen, auch wenn in mindestens drei Gemeinden die Realität in den Partnergemeinden inzwischen anders ist. Es besteht die Versuchung, in der Vergangenheit stehen zu bleiben (Nostalgie) und die Veränderungen nicht wahrzunehmen. So berichteten diese drei Gruppen noch begeistert von ihren Kontakten (Briefe, vergangene Besuche), während zu gleicher Zeit die Basis dieser Kontakte bereits weggebrochen ist. Dennoch kann diese Begeisterung als „gefährliche Erinnerung“ über die jetzige Situation hinaus weisen und sie so auch überstehen helfen. Sie bewahrt so die ursprünglichen Ziele und ist letztlich Ausdruck eines großen Vertrauens. Andere Gruppen dagegen sehen vor lauter Problemen nicht mehr den gemeinsam zurückgelegten Weg mit allen seinen vielen positiven Erlebnissen, Erfolgen und Freuden. Hier besteht die Gefahr, dass die Kraft der ausgesäten Samenkörner unterschätzt, die Macht der (Kirchen-) Strukturen aber überschätzt wird. Nicht zuletzt werden auch die eigenen Möglichkeiten unterschätzt bzw. es wird gar nicht mehr nach Auswegen gesucht. Dies wirkt sich auch negativ auf das konkrete Verhalten und das Engagement in der eigenen Kirchengemeinde aus. Man hat keine großen Hoffnungen mehr, in der eigenen Gemeinde etwas zu bewegen, sondern ist eher auf das Festhalten des Bestehenden und die Verteidigung der mühsam erkämpften Freiräume fixiert.

Nur wenige Gruppen benennen die Konflikte in der Partnerschaft und beziehen Stellung. Als hauptsächliche Konfliktpunkte werden genannt: „Unterschiedliches Verständnis von Amtskirche und Klerus, unterschiedliche Bewertung der bisher geleisteten Arbeit (auf der Linie Medellín usw., Rolle Dammerts), unterschiedliches Verständnis von Verwendung der Spendengelder“. „Anderes Gemeinde- und Kirchenverständnis (zwar in Übereinstimmung unsererseits mit den eigentlichen Partnern, aber im Konflikt mit Klerus)“. „Konflikte: ablehnende, fast feindliche Haltung der Amtskirche“. Man ist in der Defensive, hat Angst vor Spendenverlusten oder gar vor dem Ende der Partnerschaft. Es kommt daher in den meisten Gemeinden nicht zu einer offensiven, positiven und öffentlichen Darstellung der eigenen Handlungsgrundlagen und Orientierungen (vorrangige Option für die Armen) und noch weniger zu einer kontroversen, konstruktiven Auseinandersetzung mit den Verantwortlichen in Cajamarca oder deren Amtsbrüder in Deutschland. Eine kritische und offene Auseinandersetzung mit den Amtsträgern könnte für diese heilsam sein. Eine christliche Gemeinschaft darf sich auch dann um „verlorene Schafe“ sorgen, wenn diese einen Bischofsmantel umhängen haben. Denn wer sorgt sich um die „Seelsorger“?

Über die persönliche Belastung durch Konflikte scheint in den Partnergruppen nicht genügend gesprochen zu werden. Da innerhalb einer Gruppe der Grad der Betroffenheit sehr unterschiedlich ist, fühlen sich die sensibleren Mitglieder unverstanden und müssen überwiegend allein mit der Belastung fertig werden. Sie finden dabei auch wenig Verständnis bei ihrem Pfarrer. So kommt es auch in zehn berichteten Fällen vor, dass die Gruppe noch nicht einmal ahnt, wie sehr der Einzelne leidet (berichtet aus der Sicht der Betroffenen). Aus keiner Gruppe wird berichtet, dass diese Belastung in der Gruppe zum Thema gemacht wird. Die größte (seelische) Belastung ist das aus der Sicht der Betroffenen veränderte Verhalten der Pfarrer in den Partnergemeinden, meist verbunden mit dem enttäuschenden Verhalten des neuen Bischofs. Dieses als klerikal, machtbesessen oder wie auch immer genannte Verhalten, wird als persönliche Niederlage empfunden, als eine Demütigung, die man ohnmächtig ertragen muss. Die Mehrzahl geht aber anders mit den Konflikten um. Die am meisten anzutreffende Strategie (vielleicht auch die „gesündeste“, rationalste) ist es, die Konflikte in der Partnergemeinde als innerkirchliche Probleme in Cajamarca anzusehen, die zwar die Partnerarbeit betreffen, aber sonst nichts mit uns zu tun haben, „denn in unseren Gemeinden können wir ja (noch)

ungestört arbeiten“. Der zweithäufigste Ausweg ist die Konzentration auf die Projekte und so lange die nicht unterbunden werden, ist die Partnerschaft nicht in Gefahr. Auch für die Hierarchie ist die zweite Gruppe angenehmer. Ausgerechnet diejenigen, die sich um die Kirche wirkliche Sorgen machen und ihr Herzblut daran hängen und entsprechend leiden, werden von den Amtsträgern als größere Gefahr betrachtet und anschließend diffamiert.

III. Teil: Partnerschaft als Lernfeld einer ganzheitlichen Pastoral - als Katechese und Hinführung zum Glauben in Gemeinschaft

Partnerschaft wird als ein Ort verstanden, an dem gerade das eingeübt werden kann, was an den aufgezeigten Problemen und Defiziten in Teil I und Teil II sichtbar geworden ist. Die Idee und Zielvorstellung der Partnerschaft wird als „lebensnotwendig“ für Gemeinden vorgestellt, die aus ihrer hausgemachten Unmündigkeit ausbrechen wollen um als Gemeinde „Inseln des Lebens inmitten des Todes“ zu werden. In den fünf folgenden Schritten wird die Anstrengung unternommen, diese Idee und Zielvorstellung als einen praktikablen und gangbaren Weg aufzuzeigen.

In einem ersten Punkt wird der Versuch unternommen, die These von der Partnerschaft als Lernfeld und Katechese zu vertiefen. Der zweite Abschnitt geht direkt von den Antworten der deutschen Gruppen aus und verweist eher auf praktische Details. In der peruanischen Kirche wird über die Zielsetzungen der Partnerschaft sehr kontrovers „diskutiert“. Darauf muss in einem dritten Punkt eingegangen werden, durchaus in der Absicht, auch in deutschen Gruppen eine Diskussion zu entfachen. In den letzten beiden Punkten (vier und fünf) geht es zuerst um die Partnerschaft als Sakrament der Weltkirche und zuletzt um einen zentralen Punkt lateinamerikanischen Selbstverständnisses: der Option für die Armen. Diese letzten beiden Punkte sind die Konsequenz und logische Schlussfolgerung aus den vorhergehenden Punkten.

1. Partnerschaft als Katechese des Glaubens

Aus den verschiedensten Gründen, die hier nicht zur Debatte stehen, können Kirche, Familien, Gemeinden und Schulen nicht mehr in dem Maße das leisten, was zur Weitergabe des Glaubens an die folgenden Generationen notwendig wäre. Der über Jahrhunderte vorhandene gesellschaftliche - kirchliche Kontext als Stütze der Kirche und des Gemeindelebens hat sich weitgehend aufgelöst bzw. er hat sich dergestalt verändert, dass fast von einem Abbruch der Überlieferung gesprochen werden kann. Neben dem kontinuierlichen Zerbröseln des gewohnten Kontextes ist es auch zu einer Relativierung der zentralen Glaubensaussagen selbst bei den noch „praktizierenden Katholiken“ gekommen. Die Differenz zwischen den dogmatischen Lehraussagen und auch den Geboten der Kirche und dem Glauben und der Praxis der Gläubigen klafft immer weiter auseinander. Überspitzt formuliert: die Lehre wird noch vermeldet, aber niemand hört zu. Die christliche Substanz, nämlich der Glaube an Jesus den Christus als Fundament und primäre Orientierung für das alltägliche Leben, droht sich zu verflüchtigen. Weit und breit sind keine neuen Lernfelder in dieser Gesellschaft auszumachen, in denen elementare christliche Verhaltensweisen und ein entsprechendes Leben in Gemeinschaft eingeübt und gelebt werden kann.

In dieser Situation - und selbst wenn die Situation nicht so dramatisch wäre - eröffnet sich christlichen Gemeinschaften und etablierten Gemeinden die Chance, in einer Partnerschaft mit Gemeinschaften, für die der Glaube an Jesus Christus buchstäblich „Brot des Lebens“ ist, ihren eigenen Glauben neu zu buchstabieren, verschüttete Erfahrungen auszugraben und wieder zu entdecken, auf was es ankommt. Partnerschaft eröffnet die Möglichkeit, hautnah mitzuerleben (sich betreffen lassen und berührt werden), wie Menschen aufgrund ihres Glaubens an Jesus Christus ihr eigenes Leben und ihr Umfeld verändern. Dadurch eröffnen sich ihnen neue Horizonte - und selbst menschenverachtende Strukturen, die über Jahrhunderte fest zementiert erschienen, geraten ins Wanken. („Anschauungsmaterial“ hierfür bieten die Berichte aus den Basisgruppen z.B. in Bambamarca und anderswo).

An dieser Stelle kommt sofort und reflexartig der Einwand, dass sich solche Erfahrungen von Campesinos aus den Anden nicht auf die deutsche Gesellschaft und Kirche übertragen lassen bzw. Erfahrungen aus der Dritten Welt lassen sich nicht auf die Erste Welt übertragen. Dies stimmt dann natürlich, wenn man die Definition dessen, was Kirche ist, eher an äußeren Merkmalen aufhängt und wenn man den wirtschaftlich und politischen Zusammenhang zwischen „Erster und Dritter Welt“ außer Acht lässt. Auch ist selbstverständlich der Boden, auf den das Wort Gottes fällt, höchst unterschiedlich. Und deshalb wird das Wort nicht gehört, es wird zertreten, wird vom Unkraut verschlungen, fällt auf versteinerten Boden (Herzen) etc. Aber gerade hier ist der Ansatzpunkt einer Besinnung auf das Wesentliche und einer Katechese, die zumindest zwei Fragen aufwirft: Zum Einen: was ist es, das die Herzen der Menschen zu Stein werden lässt, was haben sie vielleicht zu viel und was zu wenig? Zum Anderen: worin besteht das Wort Gottes, was sind die zentralen Anliegen der christlichen Botschaft und warum haben die Worte und Taten Jesu zu seiner Zeit und in seiner Umgebung eine so befreiende Wirkung gehabt?

In Deutschland (Europa etc.) ging man bisher selbstverständlich (und gewohnheitsmäßig) davon aus, dass die Erfahrungen der Zeitgenossen und ersten Christen mit den Worten und Taten Jesu und der Erfahrung der „Begegnung mit dem Auferstandenen“ (das Evangelium als „Gute Nachricht“) für alle Menschen in allen Kulturkreisen in gleicher Weise verständlich und nachvollziehbar sind, noch extremer: dass diese Erfahrungen von einem neuen Leben bereits Neugeborenen eingepflegt werden können und dass in der Folge durch das Einhalten von Riten und Kult diese Art von „Glauben“ konserviert werden kann. Gleichzeitig hält man es aber für ausgeschlossen oder empfindet man es als Zumutung, die gleichen Erfahrungen mit Jesus Christus seitens der Menschen, denen man als Partner „von Angesicht zu Angesicht“ begegnet, zu „übertragen“, d.h. als relevant für sein eigenes Glaubensverständnis und die eigene Glaubenspraxis zu werten. Konzentriert man sich also nicht auf das äußere Gewand der Kirche, sondern auf die zentralen Anliegen Jesu und die befreienden Erfahrungen von Menschen, die diesen Jesus als Schlüssel zum Leben erlebt haben, dann stellt sich die Frage nach der Übertragbarkeit anders. Wenn man nämlich die befreienden Erfahrungen der Armen nicht als relevant für sein eigenes Leben erfahren könnte, als nicht übertragbar, dann würde dies bedeuten, dass das Evangelium selbst nicht auf unsere Zeit und Gesellschaft übertragbar wäre. Das Evangelium ist in einer Umwelt und Gesellschaft entstanden, die unserer „Wohlfahrtsgesellschaft“ noch viel fremder und „weiter“ (Vorderer Orient, Agrargesellschaft etc.) entfernt ist, als die Welt der Campesinos. Es stellt sich also nicht die Frage der Übertragbarkeit von Glaubenserfahrungen aus den Partnergruppen, die ja vergleichbar sind mit den Erfahrungen der Zeitgenossen Jesu und der ersten Christen, sondern es geht um die Frage, ob das Evangelium in dieser Welt und in dieser Zeit noch irgendeine Bedeutung hat. Dass das Evangelium nicht nur eine Bedeutung hat, sondern dringlicher und aktueller denn je ist, wird hier vorausgesetzt (denn sonst wäre auch diese Arbeit und vieles mehr „sinnlos“). Es ist die Hoffnung auf „eine Neue Erde und einen Neuen Himmel“, wie sie z.B. in den Erfahrungen der Campesinos konkret fassbar und nachvollziehbar wird. Deren Erfahrungen können für

deutsche Gemeinden die Brücke bilden, über die sie zu den Ursprüngen und Quellen des christlichen Glaubens zurückfinden können. Lernt man begreifen, um was es den Campesinos geht, wie sie den biblischen Glauben interpretieren und leben, dann kann das eine erste Annäherung an das Wiederentdecken des Evangeliums in unserer Zeit und Umwelt sein.

Bei einer Analyse der Antworten aus den Gruppen wurde deutlich, dass die christliche Substanz in den Gemeinden (unter Kirchgängern) dazu neigt, sich zu verflüchtigen (die Ergebnisse in weit umfangreicheren Studien und diesbezüglichen Befragungen bestätigen dies, teils auf eine noch erheblich drastischere Weise als hier angedeutet). Partnerschaft als Hinführung und Einführung in den Glauben bedeutet (u.a.):

- Sich die befreienden Erfahrungen der Partner erzählen zu lassen, darauf eingehen und fragen, was sie für uns bedeuteten.
- „Die Armen evangelisieren uns“. Weil sie näher „an der Quelle sind“, weil Jesus mitten unter ihnen geboren wurde, erfahren Partner in der Begegnung mit ihnen die Nähe Gottes.
- Glaube entsteht und realisiert sich zuerst in Gemeinschaft („Seht, wie sie sich lieben“).
- Im Kontakt mit den Partnern kann deutlich werden, was z.B. Taufe und Eucharistie bedeuten. Eine „Taufkatechese“ für Erwachsene wäre der erste Schritt.
- Sich mit der eigenen Umwelt auseinandersetzen (Frage, an was wir unser Herz hängen) und erkennen, dass das „Schicksal“ der Armen mit unserem Reichtum zusammenhängt.
- Erfahrung einer Einheit von Glaube und Alltag, als Sorge um „Leib und Seele“, als Einheit von Spiritualität (als Wurzel) und Aktion.
- Der Kontakt mit den Armen kann die Augen für die Armen und Fremden vor der eigenen Haustür (und im eigenen Haus, der Kirche) öffnen.

Vorläufiges Ziel der „Katechese“ wäre die Stärkung der christlichen Substanz von der Quelle her (Bedeutung der Bibel und deren sachgerechter Auslegung) in den Gemeinden. In einer lebendigen Partnerschaft wächst die Hoffnung, dass der Glaube an Jesus Christus (immer eingeschlossen seine Fesseln sprengende und Grenzen überschreitende Kraft) zu einer Basis für erneuerte Gemeinschaften und Gemeinden wird, wenn sie bereit und in der Lage sind, die Erfahrungen der Partner ernst zu nehmen.

Neben dem Grundsätzlichen können in einer Partnerschaft auch eher praktische Dinge eingeübt werden: gemeindeüberschreitende Kontakte; Verknüpfung von finanzieller und pastoraler Verantwortung (Spenden, pastorale Schwerpunkte); dass Kirche auch ohne viel Geld möglich ist und dass man kein „Profi“ sein muss, um seinen Glauben zu verkünden. Partnerschaften sind die geeigneten „Vehikel“, um die zu beobachtende Milieuerengung kirchlicher Gruppen mit ihren Tendenzen zur Abschottung und Ausgrenzung aufzuhalten und gar aufzubrechen.

Zusammenfassend wird hier die These vertreten, dass Partnerschaften einen (Aus-) Weg weisen können, wie das Evangelium und damit auch Kirche (denn ohne Kirche gibt es kein Evangelium und umgekehrt) in der Zukunft überleben können. Aber es geht nicht nur um die Kirche, es geht darum, den Menschen Wege aus dem Abgrund zu weisen - ein Abgrund auf den die Menschheit unweigerlich und je schneller zurast, je mehr die Werte des Evangeliums an Geltung und Orientierungskraft verlieren. Der Kirche kommt dabei auch deshalb eine besondere Verantwortung zu, weil sie einen unvergleichlichen Schatz hat, aber durch schuldhaftes Verstrickungen und Fehlverhalten viel an Glaubwürdigkeit verloren hat, so dass immer weniger Menschen auf der Suche nach diesem Schatz diesen in der real existierenden Kirche vermuten. Auch hier zeigen sich in den Partnergruppen und Basisgemeinschaften die Umriss einer Kirche, die im Verzicht auf Reichtum (Teilhabe am Mammon), Macht und Herrschaft gerade deswegen zu einer authentischen „Autorität“ und zur Orientierung werden kann.

2. Einige Hinweise zum Gelingen einer Partnerschaft (in Stichworten)

In einigen Diözesen gibt es gute Erfahrungsberichte, Hinweise auf die Gestaltung von Partnerschaften etc. Hier sei besonders auf die Erzdiözese Freiburg hingewiesen, die seit 1986 als Diözese eine Partnerschaft mit der peruanischen Kirche unterhält und in der Lage ist, allen Gemeinden, die mit einer peruanischen Gemeinde partnerschaftliche Beziehungen unterhalten, gutes Material zur Verfügung zu stellen. Das Referat Weltkirche der Erzdiözese Freiburg hat eine Menge von ausgezeichnetem Material ausgearbeitet, in dem eine Fülle von Anregungen zur Ausgestaltung und Vertiefung der Partnerschaft, zur Gruppenarbeit (Reflexion), zu Aktivitäten in der Gemeinde, zur Öffentlichkeitsarbeit usw. enthalten sind. Sie stellt dieses Material auch Gemeinden außerhalb der Diözese zur Verfügung und ein Teil dieser Materialien kann von den hervorragend gestalteten Webseiten des Referates Weltkirche heruntergeladen werden. Es gibt eine Menge von Merkblättern und Schriften, angefangen von grundsätzlichen Betrachtungen zur Partnerschaft über die Gestaltung von Partnerschaftsgottesdiensten bis zu Fragen des Geldtransfers. Diese Materialien werden hervorragend ergänzt durch die Arbeit des „BDKJ - Perubüro Heidelberg“, das u.a. über ein sehr umfangreiches Archiv verfügt und die Zeitschrift „Perunachrichten“ herausgibt. Deswegen wird in an dieser Stelle auf bestimmte Details, wie die mögliche Gestaltung eines Peru - Gottesdienstes u.v.m. nicht eingegangen.

Es werden bruchstückhaft Themen und Inhalte vorgestellt, in denen Erfahrungen aus der Partnerschaftsarbeit (im Dialog mit den Partnern) für Gemeinde und Pastoral fruchtbar gemacht werden können. Dabei wird an die im ersten Teil gemachten Beobachtungen angeknüpft.

a) Ort in der Kirche

Im Idealfall spricht die Gruppe in Sachen Partnerschaft im Namen und im Auftrag der gesamten Gemeinde. Dies wird zwar nicht immer so sein oder sein können, doch dann wäre zu klären, woran und an wem dies liegt. Daraus ergibt sich, dass die Gruppe mindestens einmal jährlich im Kirchengemeinderat (KGR) Rechenschaft über ihre Tätigkeiten ablegt und über den Stand der Partnerschaft informiert. Komplizierter wird es, wenn die Verantwortung für die Gemeinde aufgesplittert ist in zwei Räte (Kirchenrat und Pastoralrat), die unter Umständen auch noch wenig mit einander zu tun haben (wollen). Das eigentliche Entscheidungsgremium, der Kirchenrat mit der Entscheidungsbefugnis über die Finanzen, ist in keiner der befragten Gemeinden direkt mit der Partnerschaft befasst. Der Pfarrgemeinderat mit seiner pastoralen Zuständigkeit wird eher als unverbindliche Spielwiese für Idealisten angesehen (aus der Sicht der Mitglieder). Die eigentliche Macht haben die Mitglieder des Kirchenrates, denn sie bestimmen über das Geld. Ebenfalls wird von den Gruppen berichtet, dass im Kirchenrat gewohnheitsmäßig die Honorationen christlicher Parteien, Verbände und andere wichtige Persönlichkeiten sitzen und deswegen auch die Männer, im Unterschied zu den anderen Gruppen in der Gemeinde, wo die Arbeit gemacht wird, weit in der Überzahl sind. Es kann an dieser Stelle nicht weiter der Frage nachgegangen werden, warum in deutschen Gemeinden und Diözesen (bzw. deren Gremien) die Frage nach dem Geld offenbar die entscheidende Frage ist. Es ist offensichtlich so, dass dort, wo am meisten Geld ist, auch am meisten über Geld geredet wird. In den Pfarreien der Diözesen Freiburg und Rottenburg - Stuttgart (Baden-Württemberg), wo es nur einen Kirchengemeinderat gibt, ist die Partnerschaft mehr in die Gemeinde integriert und wird vom Kirchengemeinderat mitgetragen. Die Mitglieder und Kandidaten für den KGR lassen sich hier auch von einer eher pastoralen Motivation heraus für die Mitarbeit im KGR gewinnen. Es kann eine „missionarische“ Aufgabe der Gruppe sein, als einheitsstiftender Faktor in Erscheinung zu treten. Sie kann anhand ihrer konkreten Arbeit

verdeutlichen, dass eine Trennung von finanzieller und pastoraler Verantwortung in der eigenen Gemeinde und in der Partnerschaft (auch in der Partnergemeinde) nicht zu verantworten ist.

Die Mehrzahl der an dieser Befragung teilnehmenden Gruppen hat die durch den Fragebogen angestoßene Reflexion über die eigene Entstehungsgeschichte, Motivation, Zielsetzungen usw. nach anfänglichen Bedenken („keine Zeit“) als sehr fruchtbar erlebt. Begreift man das Engagement in einer Partnerschaftsgruppe als Chance, zu lernen, neue Erfahrungen zu machen und gar als Hilfe im Glauben und als Chance zur Umkehr, dann ist eine regelmäßige Reflexion über das „Warum“ und „Wohin“ dringend erforderlich. Aus der Beantwortung der individuellen Fragebögen wird deutlich, dass dies von Vielen auch so „gefühl“ und gesehen wird. Sie fühlen sich aber sowohl von der Gemeinde, den dort hauptamtlich Tätigen als auch den Verantwortlichen in den Referaten Weltkirche mit ihrer Betroffenheit allein gelassen. Ein riesiges Potential für Erneuerung und Umkehr bleibt ungenutzt, wenn hochmotivierte und für die Armen sensibilisierte Menschen mit ihrer pastoralen Erfahrung weder in den Gemeinden noch in der Kirche die Anerkennung finden, die sie verdient haben. Es wird hier davon ausgegangen, dass die Institution Kirche auch tatsächlich engagierte und selbstbewusste Mitarbeiter und erneuerte Gemeinden fördern will. Die Diözese Freiburg bietet im Ansatz neue Wege und hat eine entsprechende Infrastruktur für eine solche Aufgabe geschaffen. Die Gruppen stehen demnach vor der Herausforderung und der Notwendigkeit, sich immer wieder ihrer Motivation und Zielsetzungen bewusst zu werden. Dies setzt eine große Offenheit in den Gruppen und die Fähigkeit, über seinen eigenen Glauben, sein Gottes- und Kirchenbild zu sprechen, voraus. Die Beschäftigung mit anderen, ganz unterschiedlichen Ortskirchen, setzt eine Definition und das Bewusstsein der eigenen Kirchlichkeit voraus. Die Gruppen dürfen sich nicht scheuen, dabei Hilfe und Beratung von außen einzufordern.

Eigentlich ebenso selbstverständlich wäre die Beziehung und Verflechtung der Gruppe mit überpfarreilichen Gremien und Organisationsformen. Im Sinne zukünftiger Pfarrstrukturen (Pfarrverbände, Seelsorgeeinheiten) und entsprechender Pläne in den einzelnen Diözesen, sollte es selbstverständlich sein, dass sich z.B. die Partnerschaftsgruppen eines Pfarrverbandes, des Dekanats oder unabhängig davon ähnliche Gruppen aus der näheren Umgebung, sich auf einen Erfahrungsaustausch einlassen, sich so gegenseitig unterstützen und eventuell sogar einen gemeinsamen „professionellen“ Ansprechpartner haben. Die Praxis ist weit davon entfernt (dies gilt auch für alle anderen Themenbereiche). Dies lässt sich auch nicht durch noch so gut gemeinte Verordnungen von oben durchsetzen, sondern muss von unten wachsen bzw. entsprechende Prozesse können dann „von oben“ begleitet werden. Da die Partnerschaftsgruppen in der Regel eine große Erfahrung in der Zusammenarbeit mit ihrer Partnergemeinde erwerben, können sie diese Erfahrungen in die zukünftige Zusammenarbeit mit Nachbargemeinden einbringen oder diese gar erst anstoßen. Ebenso ist auf die große Erfahrung von Partnerschaftsgruppen hinzuweisen, die in den Partnergemeinden lebendige Gruppen erfahren haben, die auch ohne permanente priesterliche Anleitung Verantwortung übernehmen. Die Kompetenz und Erfahrung der in einer lebendigen Partnerschaftsarbeit stehenden Gemeinden für eine zukünftige notwendige Neugestaltung der Pfarrstrukturen und einer entsprechenden Vernetzung - aber auch die in der eigenen Praxis erfahrenen Schwierigkeiten bei der Zusammenarbeit zweier oder mehrerer Gemeinden - scheint von den Planern in den Amtsstuben der Diözesen nicht hoch eingeschätzt zu werden.

Eine kompetente (mit langer Erfahrung in konkreter Gemeindegearbeit, Partnerschaftsarbeit und pastoraler Dritte-Welt-Erfahrung) Ansprechperson in den jeweiligen Referaten, die auch bereit wäre, die meiste Zeit in den Gemeinden vor Ort zu verbringen, wäre in der Lage, brachliegendes pastorales Potential zu wecken, Partnergemeinden in ihren Problemen beizustehen

und zu orientieren, Hilfe zu leisten bei der Vernetzung und mithelfen, die immer noch erheblichen Geldströme aus den Gemeinden so zu kanalisieren, dass damit auch wirklich einheimische Ortskirchen entstehen, die als prophetische Gemeinden inmitten einer „Kultur des Todes“ ein Leben in Fülle für alle Menschen verkünden. Andererseits bedeutet das nicht, dass die Gruppen darauf warten können, bis sich „oben“ etwas bewegt. Sie haben die Chance, neue Wege zu suchen, anzuregen, gar Druck auszuüben und so mit dazu beizutragen, dass verkrustete und verbeamtete Strukturen sich auf ihre eigentliche Aufgabe besinnen, nämlich der Weiterentwicklung der Gemeinden zu dienen. Vor allem aber können die Gruppen mit anderen Gruppen Kontakte aufnehmen, die z.B. in der gleichen Region (Diözese) ebenfalls Partnergemeinden oder Projekte haben. So sind die Ulmer „Cajamarcatreffen“ zu einer wertvollen Orientierung für die teilnehmenden Gemeinden geworden und haben nachweislich zur Stärkung von bestehenden Partnerschaften beigetragen.

In der Partnerschaftsarbeit erwerben die Partnergruppen eine weitere Kompetenz: das Zusammendenken von den in Deutschland (vor allem in kirchlichen Gemeinden) noch getrennten Bereichen Ökologie und Eine-Welt-Themen. Partnergemeinden können aufgrund ihrer Erfahrungen Prozesse in ihrer eigenen Umgebung anstoßen und moderieren, verschiedene Seiten an einen Tisch und ein Gespräch in Gang bringen. Partnerschaftsarbeit heißt ja auch, Partner (als Gruppe und Gemeinde) auf dem Weg zur Selbsthilfe zu begleiten. Diese Fähigkeit der Moderation und ganzheitlichen Betrachtungsweise kann in der Partnerschaftsarbeit erworben und in das lokale Umfeld eingebracht werden. Verstärkend kann dabei das Mitwirken von ehemaligen Entwicklungshelfern wirken, die gelernt haben, geduldig und begleitend neue Wege zu suchen, „dicke Bretter zu bohren“ und die Vielfalt und die Komplexität von Partnerschaft in ihrer praktischen Arbeit kennen gelernt haben³⁹.

Die bekannten Hilfswerke haben die größte Erfahrung in der Projektarbeit, aber auch in Fragen der Partnerschaft, weil sie immer wieder mit Gemeindepартnerschaften zu tun haben und selbst auch Projektpartnerschaften anbieten. Inwieweit sie sich auch ihrer pastoralen Verantwortung für deutsche Gemeinden bewusst sind bzw. ob dies zu ihrem (praktischen) Selbstverständnis gehört, bleibt offen. Auf Dauer führt aber eine Vernachlässigung dieses Aspektes zur Vergrößerung des Ungleichgewichtes zwischen deutschen (reichen) Gemeinden und Gemeinden aus den arm gemachten Ländern des Südens: deutsche Gemeinden (und Hilfswerke) versuchen mit immer größeren Anstrengungen ihren finanziellen „Verpflichtungen“ (Spenden) nachzukommen, während die dafür notwendige pastorale und gemeindliche Basis immer brüchiger wird. Und umgekehrt entwickeln sich Partnergemeinden wegen (!) ihrer Bedürftigkeit (u. a. auch Priestermangel) zu lebendigen Keimzellen einer zukünftigen Kirche⁴⁰. Beauftragte der Hilfswerke in den einzelnen Diözesen mit entsprechender Kompetenz, evtl. auch ehrenamtliche Mitarbeiter, könnten als Ansprechpartner und in enger Zusammenarbeit mit dem Referat Weltkirche den Gemeinden zu einer großen Hilfe werden. Es gibt zwar Missio - Beauftragte in den einzelnen Diözesen, doch aus verschiedenen Gemeinden wird berichtet (über den Kreis der in dieser Umfrage befragten Gemeinden hinausgehend), dass auf eine entsprechende Anfrage und Einladung hin ein Beauftragter kommt, einige schöne Dias zeigt und

³⁹ Nach den Aussagen von ehemaligen Mitarbeitern in Cajamarca (20 Befragungen), geben zwölf zu Protokoll, dass sie sich nach ihrer Rückkehr sehr gerne in einer Kirchengemeinde engagiert hätten, sie aber entweder keinen Kontakt fanden oder aber bald wieder aus der Gruppe ausgeschlossen fühlten, weil sie auf wenig Verständnis, sogar Feindseligkeit stießen (häufigster Vorwurf: Vermischung von Politik und Glaube und politische Einseitigkeit).

⁴⁰ Zugespitzt formuliert: Während in Deutschland ein riesiger Apparat mit einer unvergleichlichen personellen und materiellen Infrastruktur um „Kundschaft“ ringt (um Menschen, die nicht mehr so gerne kommen und hören wollen), ist es in Peru eher umgekehrt: es gibt Unmengen von Menschen, die das Wort Gottes hören wollen (in seiner integralen Form), aber es gibt nur sehr wenige Menschen, die zu ihnen gehen, mit ihnen sein wollen und für die da sein wollen.

wieder geht. (Diese Feststellung soll das Engagement, die Kompetenz und den guten Willen der dafür Beauftragten nicht in Frage stellen, vielmehr handelt es sich hier um eine strukturelle Frage). Aber auch die Gemeinden tragen ihren Anteil, weil sie oft nicht einmal wissen, was sie wirklich wollen und sich mit einem schönen Diavortrag bei Kaffee und Kuchen zufrieden geben. Wenn eine Gemeinde wirklich zu Informationen kommen will, bekommt sie diese auch. Und bei entsprechender Hartnäckigkeit findet sie Menschen, die ihnen weiterhelfen können. Dabei gilt es die den meisten kirchlichen Partnergruppen innewohnende Scheu zu überwinden, mit außerkirchlichen Solidaritätsgruppen zusammenzuarbeiten, die in der Regel sehr gut informiert sind, viele Erfahrungen gesammelt haben und oft in der Nähe anzutreffen sind.

Es könnte eine lohnende Aufgabe z.B. der Hilfswerke sein, alle deutschen kirchlichen Initiativen mit ihren Inhalten, Zielsetzungen und Projekten zu bündeln und nach Regionen (hier und dort) getrennt, via Internet den Gemeinden anzubieten. Auch könnten einzelne Partnergemeinden beraten und ermutigt werden, ihre Partnerschaft auf diesem Wege öffentlich zu machen und Beziehungen zu knüpfen. Warum sollte ausgerechnet die Kirche (laut eigenem Selbstverständnis die erste globale Gemeinschaft) nicht das tun, was aus rein wirtschaftlichen partikularen Interessen heraus für andere „Globalplayer“ bereits selbstverständlich ist?

b) Kommunikation und Begegnung

Eine Begegnung von Angesicht zu Angesicht ist die dichteste Form der Kommunikation. Sie kann viele Mängel der schriftlichen Kommunikation kompensieren, ist allerdings kein Allheilmittel und schon gar nicht ein Selbstläufer. Es bedarf einer sehr sorgfältigen Planung und Vorbereitung des Besuches in den beiden Partnergemeinden. Die Vorbereitung des Besuches beginnt mit der Überlegung, wer und mit wem auf Reise geht. Nicht jeder, der gerne mal nach Peru möchte, ist auch notwendigerweise ein geeigneter Botschafter der Partnerschaft. Ein Auswahlkriterium ist, ob die Besucher nach ihrer Rückkehr in der Gemeinde bereit sind, ihre Erfahrungen einzubringen. Sämtliche Kosten der Reise werden in der Regel von den Teilnehmern selbst getragen, ausgenommen Geschenke im Namen der Gemeinde. Um nicht nur begüterten Mitchristen die Chance für einen Besuch zu geben, ist die Eröffnung eines sogenannten Begegnungskonto eine gute und bewährte Lösung. Für das Begegnungskonto wird gezielt um Spenden gebeten um in ganz konkreten Fällen aushelfen zu können. Von diesem Konto können dann auch mögliche Besuche aus der peruanischen Partnergemeinde finanziert werden. Die üblichen Spenden sollten hingegen tabu bleiben.

Für die Vorbereitungstreffen der Reisegruppe werden in Zusammenarbeit mit der Partnerschaftsgruppe Lernziele und Themenfelder formuliert. Die inhaltliche Vorbereitung kann auch in der Form eines offenen Seminars für die Gemeinde angeboten werden, eventuell gar mit Sprachunterricht. In dem Themenkatalog (Kultur, Landeskunde usw.) sollte auch die theologische Auseinandersetzung (zumindest Kenntnisnahme) mit den verschiedenen Tendenzen innerhalb der Kirche in Peru und weltweit nicht fehlen. Der Anlass einer Perureise ist eine große Chance und bietet eine ausgezeichnete Gelegenheit, gezielt über die Partner und deren Lebensumstände (sich) zu informieren und sich damit auch auseinanderzusetzen. Dies gilt in gleicher Weise für die Phase der Vorbereitung und der Nachbereitung. Zur Vorbereitung gehört auch die Planung der Reiseroute, hier vor allem die Frage, in welchem Verhältnis der eher touristische Teil zu dem eigentlichen Besuch bei den Partnern steht. Wenn man vielleicht einmal im Leben nach Peru fliegt, dann ist es nur zu verständlich und auch ratsam, die kulturellen Höhepunkte des Landes zu besuchen. Diese Eindrücke können die bei dem Besuch der Partner gewonnenen Eindrücke sehr gut abrunden und zum Verstehen erheblich beitragen.

Die Menschen in den Partnergemeinden, auch die Ärmsten, haben dafür Verständnis. Wenig Verständnis aber werden sie haben, wenn sie den Eindruck haben, dass die Besuchergruppe bei ihnen nur „en passant“ vorbei kommt um vielleicht „Guten Tag“ zu sagen und ein paar Fotos zu schießen. Sie müssen das Gefühl haben, dass man ihretwegen die Reise nach Peru unternommen hat. Mit anderen Worten: die Partnerschaft muss Vorrang haben und dies muss auch so vermittelt werden. Wichtig ist, dass die Menschen in der Partnergemeinde erfahren, dass man wegen ihnen gekommen ist und auch ihr Umfeld kennen lernen will. Ein Aufenthalt von zehn bis vierzehn Tagen in der Diözese Cajamarca ist somit das Minimum.

Ein intensiver Besuch auf dem Lande, in einer Comunidad, vielleicht sogar über Nacht oder mehrere Tage, wäre wünschenswert, ist aber je nach Verhältnissen, Stand und Grad der Partnerschaft sowie weiteren Umständen, nicht immer zu realisieren⁴¹. Auch die Partner wollen sich auf den Besuch vorbereiten und deswegen müssen bereits vor der Reise gewisse Absprachen mit den Partnern getroffen werden. Die Gefahr ist nicht, dass die Partner sich zu wenig vorbereiten, sondern zu viel und dass man für jede Stunde seines Besuches „verplant“ ist. Zur Vorbereitung seitens der Partner gehört auch die Organisation von Festen. Hier haben Besucher oft Skrupel, wenn man ihnen als Besucher reichlich auftritt, wo doch gleichzeitig so viele Menschen in der Partnergemeinde nichts zu essen haben. Eine diesbezügliche Enthaltensamkeit würde aber von den Partnern, ob arme Campesinos oder reiche Bürgerfamilien, nicht verstanden werden, sondern würde vielmehr Befremden hervorrufen. Hier, wie während des gesamten Besuches, ist eine Tugend gefragt und kann auch gleich hervorragend eingeübt werden, nämlich die Tugend sich beschenken lassen zu können, demütig und mit leeren Händen sich von armen Menschen einladen und aufzischen zu lassen.

Die Gastfreundschaft darf auch nicht korrumpiert werden durch große Geschenke oder gar durch „Ersetzen der Unkosten“. Es ist für die Armen ein wichtiges, ja spirituelles Erlebnis, ihren Besuchern aus Deutschland, die nur wegen ihnen von so weit hergekommen sind, ihre Dankbarkeit und Freude zeigen zu dürfen. Sie gewinnen mehr an Würde und Selbstbewusstsein, wenn sie auch etwas geben dürfen, statt immer nur zu empfangen.

c) Inhaltlicher Austausch

Wesentlicher Bestandteil von Partnerschaft ist der Austausch von Erfahrungen (im Glauben, pastorale Anregungen und Praxis), von Lebenswirklichkeiten, gegenseitiges Kennen lernen und so auch gegenseitige Bereicherung. Trotz der schon näher besprochenen Probleme in der Kommunikation ist ein solcher Austausch grundsätzlich möglich. Doch selten kommt es zu einem Austausch über die inhaltliche Schwerpunkte in den jeweiligen Gemeinden. Im Rahmen von Projektbeschreibungen wird von den peruanischen Partnern hin und wieder über pastorale Schwerpunkte und das eigene kirchliche Selbstverständnis gesprochen (z.B. die Option für die Armen und deren konkrete Umsetzung). Deutschen Gemeinden scheint dies schwerer zu fallen. Es ist gar zu vermuten, dass die einzelnen deutschen Gemeinden gar keine pastoralen Schwerpunkte haben oder bewusst setzen. Hier wäre ein Ansatzpunkt für einen fruchtbaren Austausch mit den peruanischen Partnergemeinden. Die Partnerschaft kann helfen, den Blick in eine Zukunft der Kirche zu werfen (und sich entsprechend vorzubereiten), wie sie auch hierzulande kommen wird. Wird gar noch registriert, dass die Partnergemeinden ohne großen Apparat und Hauptamtliche - sei es auf Pfarr- als auch auf Diözesanebene - eine

⁴¹ Eine Jugendgruppe aus St. Georg (siehe Artikel: St. Georg...) war im Sommer 1999 für fünfzehn Tage bei den Partnern in Cajamarca, darunter auch vier Tage und Nächte auf dem Land. Die Erfahrungen waren für die Besucher und die Campesinos äußerst wertvoll. Dieser längere Aufenthalt auf dem Land war deshalb möglich, weil die Campesinos durch die lange und vertrauensvolle Beziehung den Besuch richtig einschätzen und deuten konnten.

beachtliche Kreativität und Lebendigkeit entwickeln, dann sollte dies der Gemeinde und vor allem den Verantwortlichen die Angst nehmen, was passieren könnte, wenn die Kirche eines nicht allzu fernen Tages diesen Apparat nicht mehr finanzieren könnte.

In den Partnergemeinden macht man sich nur schwerlich Vorstellungen von der Organisation und Struktur unserer Gemeinden und der Kirche in Deutschland. Angefangen von der Kirchensteuer über die einzelnen Gremien wie KGR, sonstige demokratische Strukturen, den damit verbundenen Möglichkeiten, den vorhanden anderen Gruppen in der Gemeinde und den Ausschüssen, der Verwaltung und Offenlegen der Haushaltsgelder bis zur Ökumene, gibt es eine Fülle von interessanten Details zu berichten. Wo diese Informationen vereinzelt schon den Partnern geschrieben wurden, war die Resonanz darauf sehr positiv. Dies erleichtert den Partnern, uns besser zu verstehen und manches sehen sie nun in einem anderen Licht und mit mehr Verständnis. Denn auch die Partner können von uns lernen. In deutschen Gemeinden sind alle Gelder und Haushaltspläne, sowohl der einzelnen Gruppen als auch der Gesamtgemeinde, öffentlich und es wird demokratisch entschieden. In der Mehrzahl der Partnergemeinden sind demokratische Gremien nicht so strukturell und institutionell verankert wie in Deutschland - und damit der Willkür eher ausgeliefert.

Unverzichtbar ist eine Verständigung darüber, was die gemeinsamen Grundlagen der Partnerschaft sein könnten. Auch die entsprechenden gegenseitigen Zielvorstellungen sollten bekannt sein. Dies ist auch als Hilfe für die eigene Gruppe anzusehen, die dadurch gezwungen wird, eventuelle vage Vorstellungen (z.B. „den Armen helfen“, Mitverantwortung der Laien) schriftlich zu formulieren, zu begründen und innerhalb der Gruppe zu diskutieren. Wenn die Gruppen nicht (mehr) in der Lage sind, sich in konstruktiver Auseinandersetzung über gemeinsame Zielvorstellungen, Gemeindeverständnis und Kirchenbild zu verständigen, steht eine wichtige Voraussetzung für jede Partnerschaft auf einem sehr brüchigen Fundament. Dies ist aber nicht den Gruppen zum Vorwurf zu machen, sondern ist im Kontext des pastoralen und kirchlichen Selbstverständnisses deutscher Gemeinden insgesamt zu sehen. Es sollte hellhörig werden lassen, wenn trotz „optimaler“ äußerer Voraussetzungen (Milliardenaufwendungen für Religionsunterricht, Bildungshäuser, permanent tagende Gremien, Tausende von hauptamtlichen „Experten“ in den Diözesen usw.) die Kerngruppen der Gemeinden sich nicht in der Lage sehen, sich den pastoralen Herausforderungen der Zeit zu stellen, vielleicht gar keinen pastoralen Auftrag verspüren und/oder in dem Bemühen darum sich allein gelassen fühlen. In demokratisch organisierten Basisgruppen in Peru wird über die Grundlagen des Glaubens, dessen praktische Anwendung, über „Kirchenpolitik“, den pastoralsozialen Auftrag usw. lebhaft „gestritten“. Sie sind es gewohnt, Rechenschaft über ihren Glauben abzulegen und diesen Glauben öffentlich zu bekennen - obwohl es dort z.B. keine Bildungswerke gibt.

Ein identisches Kirchenbild der Partner ist nicht zu erwarten (das gibt es auch nicht innerhalb der Gruppe), aber eine Verständigung darüber, was Kirche und Gemeinde für uns bedeutet, wie wir Kirche leben und sind, ist für eine lebendige Partnerschaft unerlässlich. Eine Partnerschaft zwischen Gemeinden mit sehr unterschiedlichen Zielvorstellungen ist denkbar, gerade darin kann sich eine Partnerschaft bewähren. Voraussetzung ist aber der gegenseitige Respekt, der sich darin zeigt, dass der (deutschen) Partnergemeinde zugestanden wird, ihre Vorstellungen von Kirche und Partnerschaft gleichberechtigt einbringen zu dürfen ohne dass dies als koloniale Bevormundung diffamiert wird. Schwer vereinbar mit einer Partnerschaft sind hingegen Versuche, Vertrauenspersonen und bisherige Stützen der Partnerschaft aus dem Weg zu drängen oder Bedingungen zu stellen wie: „Ihr dürft uns zwar euer Geld schicken, aber sonst habt ihr nichts zu sagen“. Pfarrer, Bischof und kirchliche Strukturen sind lediglich die Vermittler (oder Mittler) der Partnerschaft und nicht Selbstzweck. Das Volk Gottes - die jeweilige Gemeinde - ist die Konstante, während Pfarrer und Bischöfe kommen und gehen. Struktu-

ren und Ämter haben eine dem Volke dienende Funktion, der sie mehr oder weniger gerecht werden können und sollen. Werden sie dieser Funktion nicht gerecht, ist es für die Partnergemeinden um so dringlicher, sich um so enger als jeweilige Teilkirchen beizustehen. Das Kriterium ist aber nicht die theologische Rechthaberei, sondern ob bestimmte Verhaltensweisen, Konzepte und Lehren die Armen eher ausgrenzen oder nicht. Es ist das Verhalten Jesu den Ausgegrenzten seiner Zeit gegenüber, das als entscheidendes Kriterium bleibt und trägt.

d) Geld und Projekte

Die Projektförderung steht für alle Gruppen im Zentrum ihrer Arbeit. Projekte wirken wie ein Gravitationszentrum, das alle Kräfte zusammenführt. Um so erstaunlicher ist es, dass nur ganz vereinzelt auf das Fachwissen der Hilfswerke zurückgegriffen wird. Eine Beratung durch Misereor ist dann dringend, wenn das Projekt eine bestimmte Größenordnung überschreitet (wenn die Kosten höher liegen, als die Gruppe durchschnittlich in einem Jahr an Spenden aufbringen kann). In mindestens der Hälfte der befragten fünfzehn Gemeinden wurde ein größeres Projekt (ab 10.000 DM) in den Sand gesetzt. Ein Problem ist, dass gezieltes Nachfragen in Peru schon im Vorfeld des Projektes auf Misstrauen stoßen kann. Dies ist dann um so wahrscheinlicher, wenn der jeweilige Pfarrer allein verantwortlich für das Projekt ist und ist nie der Fall in den Partnergemeinden, in denen die Verantwortung für die Projekte unter Mitwirkung der Betroffenen auf mehreren Schultern verteilt ist. Weil es in letzteren Gemeinden bereits vor der Antragstellung innerhalb der Gruppen, Komitees etc. zu Diskussionen kam, ist es für die Antragsteller selbstverständlich, dass auch die Geldgeber, die als vertraute Partner erlebt wurden, ihre Meinung zu den vorgeschlagenen Projekten äußern dürfen.

Da die Mehrzahl der hiesigen Gruppen eine gewisse Scheu besitzt, mit entwicklungspolitisch gut orientierten, außerkirchlichen Gruppen punktuell zusammenzuarbeiten, fehlt oft das entwicklungspolitische Know-how, um Projekte in den Partnergemeinden besser einordnen zu können. Um so wichtiger ist die Rolle der Referate Weltkirche und der Hilfswerke, die gutes Material produzieren, das aber den Gruppen wenig „vermittelt“ wird. Da die Hilfswerke von dem Geld der Gemeinden „leben“, werden sie auch gerne den Gemeinden helfen wollen (auch die Gelder der Hilfswerke kommen aus den Gemeinden und sind nur „geliehen“). Viele Gruppen verharren aber in ihrem eigenen Saft und laufen Gefahr, den größeren Kontext aus den Augen zu verlieren und nicht mehr nach neuen Wegen suchen zu wollen oder zu können.

Durch die Zusammenarbeit und den Erfahrungsaustausch mit benachbarten Kirchengemeinden, die ebenfalls Erfahrungen in der Partnerschaftsarbeit haben, können neue Anregungen und Anstöße in die Gruppe kommen. Eine weitere Anregung wäre, wenn Gruppen, die mit Gemeinden der gleichen Diözese in Peru oder anderswo, nicht nur zu einem Partnerschaftstreffen zusammenkommen würden, sondern auch gemeindeüberschreitende Projekte ins Auge fassen könnten. Bei manchen Ereignissen, wie z.B. der Überschwemmungskatastrophe von 1998 in weiten Teilen Perus, wäre dies gar dringend erforderlich gewesen. Doch können sich in Deutschland und in Peru die Gemeinden selten auf gemeinsame Projekte verständigen. Sowohl der nachbarschaftliche Kontakt auf lokaler Ebene, als auch die genannte Projektzusammenarbeit scheint für Gemeinden ein unüberwindliches Hindernis darzustellen. Jede Gemeinde ist ein Kosmos für sich und möchte dies auch bleiben. Die Erfordernisse der Partnerschaft könnten Gemeinden dazu bringen, weniger um sich selbst zu rotieren und auch offener gegenüber ihren eigenen Nachbargemeinden zu werden (den Partnergemeinden gegenüber sind sie ja auf dem Weg...).

Ganz düster sieht es diesbezüglich in der Ökumene aus. So kommt es nicht selten vor, dass in der gleichen Stadt evangelische und katholische Gemeinden partnerschaftliche Beziehungen in die gleiche Region haben und niemand weiß etwas davon, noch schlimmer: niemanden interessiert es.

3. Diskussion um die Partnerschaft

a) Umgang mit Konflikten

Hier geht es nicht darum, konkrete Hinweise auf den Umgang mit Konflikten zu geben. Die Art möglicher Konflikte ist von Fall zu Fall so verschieden, dass jede Gruppe selbst ihre je eigenen und spezifischen Lösungen finden muss. Vielmehr geht es hier darum, auf die Existenz möglicher Konflikte hinzuweisen. Denn nach den Aussagen der betroffenen Gruppen werden Konflikte mehrheitlich verdrängt, bewusst nicht wahrgenommen oder sie können gar nicht wahrgenommen werden. Dies bezieht sich sowohl auf die eigene Gruppe als auch auf den Umgang mit der Partnergemeinde und den dort auftretenden Konflikten. Als Leitbild scheint die idealistische Vorstellung durch, dass man in der Kirche nicht streiten darf. Wer es dennoch tut, zerstört die Einheit. Dabei wird eine inhaltliche Auseinandersetzung mit persönlich diffamierenden und von persönlichen Interessen geleiteten Streit verwechselt. Die verschiedenen Aussageebenen geraten durcheinander. Wird z.B. eine Aussage der Sache wegen in Frage gestellt, fühlt sich der Betreffende oft selbst in Frage gestellt oder gar abgelehnt. Diese Erscheinung betrifft zwar nicht nur spezifisch kirchliche Gruppen, doch in diesen Gruppen bekommt sie ein besonderes Gewicht, weil hier existentielle Fragen, verknüpft mit tiefer wurzelnden Vorstellungen „von Gott und Welt“ eine besondere Rolle spielen. Für einen gläubigen Menschen kann es eine Katastrophe sein, wenn er meint, man wolle ihm - im Namen des Glaubens - die Ernsthaftigkeit seines Engagements oder gar den Glauben absprechen.

Angesichts dieser Herausforderungen ist es verständlich, wenn die reine Projektarbeit für die Gruppen als unproblematischer angesehen wird. Sie erfahren in der Projektarbeit auch eine Form der notwendigen Anerkennung, die ihnen sonst versagt bleibt. Diese Projektarbeit ist schließlich auch für die Partner von großer Bedeutung. Durch kirchenpolitische Veränderungen und Veränderungen in der pastoralen Zielsetzung seitens der Diözesanleitung, die von oben den Partnergemeinden aufgezwungen werden, kann aber auch die reine Projektarbeit gefährdet werden. Nicht nur wegen der Frage der Finanzhoheit, sondern vor allem durch das Setzen anderer Prioritäten (statt zugunsten der Armen und deren Promotion) geraten Projekte in Gefahr bzw. werden einer anderen Bestimmung zugeführt. Spätestens hier werden die deutschen Gemeinden mit kirchenpolitischen und pastoralen Konzepten und Herausforderungen konfrontiert, mit denen sie eigentlich nichts zu tun haben wollten. Wie soll man sich z.B. verhalten, wenn ein von Deutschland finanziertes Ausbildungszentrum für Landkatecheten in ein Einkehrhaus für dem Opus - Dei nahestehende Gruppen umfunktioniert wird?

Unabhängig von der rechtlichen Frage nach der Zweckbestimmung, haben deutsche Gemeinden nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, ihre Auffassung von Kirche (in Übereinstimmung mit dem Konzil, allen kirchlichen Dokumenten und neuzeitlichen theologischen Positionen) kundzutun. Dies sind sie auch den eigentlichen Partnern, den Spendern und letztlich auch sich selbst schuldig. Es ist keine Schande, sich auf die Bibel, die Dokumente der Kirche und die Bedürfnisse der Armen zu berufen. Wer dies tut, spaltet nicht die Kirche, sondern leistet einen unverzichtbaren Dienst an der Kirche, d.h. an der Gemeinschaft und Einheit all

derer, für die Jesus als Christus der Maßstab ist. Um dies tun zu können, müssen die einzelnen Gruppen sich ihres Kirchenbildes bewusst sein und den Mut haben, es offensiv zu vertreten.

Bei den wenigen Gruppen, die ihre Arbeit auch als einen pastoralen Auftrag verstehen, wird die Auseinandersetzung mit den Veränderungen in den Partnergemeinden zu einer Klärung der eigenen Standpunkte genutzt, sowohl innerhalb der eigenen Gemeinde als auch gegenüber den Partnern. Eine offensive pastorale Auseinandersetzung führt zu einer Stärkung der Partnerschaft sowohl innerhalb der eigenen Gemeinde als auch zu einer Bestärkung der Gruppen in den Partnergemeinden, die eine entsprechende Option der deutschen Gemeinde als Zeichen der Solidarität verstehen, das ihnen Mut macht, den eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Die Gruppen, die einen pastoralen Auftrag zurückweisen, ziehen sich angesichts der Veränderungen in den Partnergemeinden - nun auch argumentativ - auf reine Projektarbeit zurück, sehen die kirchenpolitischen Veränderungen als gegeben an und/oder arrangieren sich mit den „kirchlichen Autoritäten“, oft ohne zu wissen, was dies für ihre Partner bedeutet (alle Gruppen geben ja an, dass sie den Ärmsten helfen wollen, auch die Spender gehen davon aus).

So wird eine Partnerschaftsgruppe im Fall des Ausbildungszentrums (und es gibt viele ähnliche Beispiele in Cajamarca) den Ortsbischof auf die eigentliche Zweckbestimmung hinweisen dürfen, einschließlich theologischer Begründung. Selbst wenn dies keinen Erfolg zu versprechen scheint, so erfahren die Partner (die Armen) dennoch, dass sie nicht auch noch von der deutschen Kirche im Stich gelassen werden. Dies stellt eine Bestärkung der Partner in ihrem Glauben und ihrem Engagement dar, die man nicht hoch genug einschätzen kann. Es führt aber hier und dort zu Resignation (in einigen Gruppen wird dies so deutlich gesehen), wenn man sieht, wie z.B. Adveniat zulässt, dass der Ortsbischof ein Priesterseminar, das von Adveniat mit nahezu einer Million DM finanziert wurde, unmittelbar nach dessen Fertigstellung schließt (jetzt leben dort vier Karmeliterinnen).⁴² Erstrecht hat es eine lähmende Wirkung, wenn von Adveniat argumentiert wird, dass der jeweilige Bischof von Cajamarca (und dies gilt grundsätzlich) schließlich die Kirche von Cajamarca sei. Grundlage der Beziehungen, so Adveniat, ist das Vertrauen zu den Partnern. Wenn die Partner (der Bischof) neue Prioritäten setzt, so muss das von Adveniat und deutschen Gemeinden akzeptiert werden. Die deutschen Partner hätten kein Recht, den Partnern Vorschriften zu machen. Alle Versuche, auch ohne den Bischof direkte Kontakte zu den Partnergemeinden zu unterhalten, sei als Anschlag auf die Einheit der Kirche zu werten. Die zweifellos guten Absichten einer solchen Argumentation verkehren sich in ihr Gegenteil, wenn die Realität außer Acht gelassen wird und die Stimme der Armen (die nicht als eigenständige Partner wahrgenommen werden) nicht gehört wird. Die deutschen Partnergemeinden haben die Pflicht, Adveniat aus ihrer Kenntnis der Realität vor Ort darauf aufmerksam zu machen und darauf zu bestehen, dass die Spenden entsprechend verwendet werden. Es sind Spenden von mündigen Christen für mündige Christen. Auch die Spenden für Adveniat wurden von einer großen Mehrheit in dem Vertrauen gegeben, dass das Geld auch wirklich den Ärmsten zugute kommt. Wird dieses Vertrauen enttäuscht, sind die Folgen unabsehbar. Da Adveniat in Deutschland ganz gezielt Werbung betreibt mit dem Hinweis, dass die Spenden gezielt den Armen zugute kommen, ebenso dem Aufbau von Basisgemeinschaften, der Ausbildung von Katecheten und verantwortlichen Laien und auch sonst (in der Werbung) der Mitarbeit der Laien, besonders der Frauen hervorgehoben wird, weil man weiß, was in Deutschland ankommt, dann aber gleichzeitig in immer mehr Diözesen in Peru und anderswo mit Geldern von Adveniat genau das verhindert wird, dann hat das eine Bedeutung, die über das rein Kirchliche hinausgeht. Unabhängig von dem theologisch fragwürdigen Kirchenverständnis, wird auch Adveniat in Zukunft sich verstärkt

⁴² Siehe den Artikel von Miguel Garnett: „Das Seminar San José, Cajamarca“

Gedanken machen müssen, wem sich Adveniat zuerst verantwortlich fühlt (den Spendern hier und den Bedürftigen dort) und wem nicht.⁴³

Für heftige Diskussion und Unverständnis sorgt in den Gruppen (hier und dort) der Umstand, dass der Bischof von Cajamarca sich offensichtlich nicht um die Versorgung (einiger) seiner Priester kümmert, noch klarer ausgedrückt: alle Pfarrer (mindestens acht Pfarrer von Partnergemeinden), die an der Partnerschaft festhalten wollen (aus unterschiedlichem Interesse) und erstrebt sämtliche Pfarrer, die an einer Landpastoral und Arbeit mit den Armen festhalten wollen, bekommen nicht nur kein Gehalt, sondern sie werden vom Bischof bewusst an den Rand gedrängt und von allen Finanzquellen (so weit sie in seiner Macht liegen) abgeschnitten. Wenn sie sich doch an ihren Bischof wenden, werden sie mit der Begründung abgewiesen, dass sie sich an die deutschen Gemeinden halten sollen. Selbst nach dem Kirchenrecht ist jeder Bischof verpflichtet, für „seine“ Priester Sorge zu tragen. In Anlehnung an die deutsche Praxis, Kirchenmitgliedschaft von dem Bezahlen von Steuern abhängig zu machen, könnte man folgende Regel aufstellen (eine Variante zu der von den deutschen Bischöfen aufgestellten Verpflichtung zur Bezahlung von Kirchensteuern): „Ein Bischof, der sich der Verpflichtung gegenüber seiner ihm anvertrauten Mitbrüder (und Gläubigen) entzieht, verstößt in grober Weise gegen die Solidarität der Gläubigen. Dies ist eine so schwere Verfehlung, dass er erst wieder in die sakramentale Gemeinschaft der Kirche aufgenommen werden darf, wenn er bereit ist, seinen Verpflichtungen nachzukommen“. Während Laien mit der denkbar schärfsten Sanktion (Kirchenausschluss) bestraft werden, wenn sie ihre „Verpflichtungen“ (Steuern bezahlen) nicht einhalten, wird ein Bischof, der in grösster Weise gegen seine Verpflichtungen verstößt, zum Vorsitzenden der „Kommission für den Klerus“ der peruanischen Bischofskonferenz ernannt und er wird von auch Adveniat in dieser Eigenschaft unterstützt. (Siehe auch Artikel: „Cajamarca - eine Diözese in den Anden“)

Die bunte Vielfalt von Partnerschaften stellt einen hohen Wert dar. Es gibt keinen einheitlichen Weg, da alle einen verschiedenen Ausgangspunkt haben. Eine Partnerschaft wird an der Verschiedenheit, einschließlich der verschieden eingeschlagenen Wege, nicht zerbrechen, wenn das gegenseitige Vertrauen, das von unten her wachsen muss, überwiegt und wenn ein Grundkonsens vorhanden ist. Zu diesem Grundkonsens gehören neben einer zeitgemäßen Auslegung der Bibel die Anerkennung der Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils und der für die Partnergemeinden richtungsweisenden Dokumente der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen. Verglichen damit ist die jeweilige Position eines einzelnen Bischofs oder Pfarrers von nachrangiger Bedeutung, wenn sie auch in der Frage der Durchsetzung (Macht) von entscheidender Bedeutung sein kann. Notfalls muss man entscheiden, was wichtiger ist und welche Prioritäten gesetzt werden.

⁴³ Zusatz: Der Bau der Priesterseminars wurde von einem deutschen Architekten geleitet, der von Misereor bezahlt wurde. Das Priesterseminar wurde in ökologischer Bauweise, mit altbewährten Materialien der Region wie z.B. Lehmziegeln hergestellt. Auf nationaler Ebene erfuhr dies u.a. von peruanischen Zeitungen sehr positive Würdigungen. Bischof Simón ließ einen Teil davon abreisen und mit „modernen“ Materialien - „material noble“ - wie Zement etc. ersetzen, weil „primitive“ Materialien für ein Bischöfliches Palais nicht angemessen sind. Zudem ließ er hochwertiges Material aus Sevilla - Fliesen, Kacheln, Bodenbeläge - einführen und die Räume mit wertvollen Teppichen auslegen. Als eine Delegation der Mütterklubs von San Pedro um ein Gespräch mit dem Bischof bat, wurden sie bereits aus dem ersten der inzwischen drei Vorräume mit der Begründung verjagt, dass sie mit ihren ungewaschenen Füßen die wertvollen Teppiche verunreinigen würden. Seit 1999 wird ein weiterer Teil des ehemaligen Seminars abgerissen und stattdessen eine Ladenzeile errichtet, weil man dadurch hohe Mieten erzielen will. Weitere ähnliche Beispiele von Zweckentfremdungen kirchlicher Gebäude, die von Deutschland aus finanziert wurden, sind belegt. Ob hier eine rein kirchenrechtlich - autoritäre Argumentation wirklich hilfreich ist und dem Willen der Spender gerecht wird?

b) Die Bedeutung des Bischofswechsel in Cajamarca

Es geht nicht um die Person eines einzelnen Bischofs, es geht um die strukturelle Frage nach der „Verfassung“ der Kirche (in dem Wissen, dass das Aufwerfen dieser Frage in den Augen der „Verfassungshüter“ die „Todsünde“ schlechthin ist). Unbestritten ist, dass durch den von Rom von langer Hand eingefädelt Bischofswechsel (Bischof Dammert hat dafür Beweise, die noch an anderer Stelle aufzuarbeiten sind) die überwiegende Mehrzahl der Gemeinden in Deutschland und ihre Partnergemeinden in Cajamarca vor große Herausforderungen gestellt wurden.

In Cajamarca war das Echo auf die überraschend schnelle Ablösung von Bischof Dammert und die Erwartung (Hoffnung, Skepsis) in den neuen Bischof erheblich größer, als man dies in Deutschland für möglich halten kann. Dies ist begründet in der außerordentlichen Machtfülle des jeweiligen Bischofs. So hat der Bischof (ob rechtlich abgesichert oder nicht) de facto immer auch die alleinige Verfügungsgewalt über alle kirchlichen Besitzungen (in Gemeinde, Diözese). Darauf ist deshalb besonders hinzuweisen, weil eine Infrastruktur mit Gemeindehäusern, Kurs- und Ausbildungszentren, Versammlungsräumen etc. in der Regel mit Hilfe von ausländischen Spendengeldern mit dem Ziel errichtet wurde (zumindest in Cajamarca), einen Beitrag zu einer authentischen Kirche des Volkes, einer „Kirche mit Poncho und Sombbrero“, zu leisten. Ein Bischof in Peru kann in einsamer Entscheidung die gesamte Infrastruktur einer „Kirche des Volkes“ zerschlagen, in dem er die entsprechenden Grundstücke und Gebäude räumen lässt (notfalls mit Hilfe staatlicher Gewalt) und einem anderen Zweck zuführt.

Ein weiterer Knackpunkt ist die Mitarbeit engagierter Laien. In der Diözese Cajamarca gab es zur Zeit Dammerts etwa zwanzig hauptamtliche kirchliche Mitarbeiter. Ein Bischof in Peru hat die Macht, alle Laien von heute auf morgen zu entlassen, falls ihm diese Mitarbeiter nicht genehm sind. Es gibt keinen arbeitsrechtlichen oder sonstigen Schutz für die Laien. Noch gravierender, aber viel subtiler, ist der Einfluss der (Amts-) Kirche in einem zentralen Bereich kirchlichen und religiösen Selbstverständnisses. Für die überwiegende Mehrheit der Gläubigen in der Diözese Cajamarca ist der Empfang bestimmter Sakramente von großer Bedeutung. Dahinter steht manchmal noch ein magisches Verständnis von den Sakramenten. So wird die Taufe hin und wieder noch als ein Mittel angesehen, um Krankheiten von Kindern fernzuhalten und natürlich auch, um der Hölle zu entgehen. Wenn nun z.B. Campesinos, die weiterhin auf eine Versammlung von „alten“ (aber „abgesetzten“) Katecheten gehen wollen, gedroht wird, ihre Kinder in Zukunft nicht mehr zu taufen und ihnen auch sonst offen mit der Hölle gedroht wird, dann bedeutet dies eine Fülle der Machtausübung, wie sie in Deutschland kaum noch möglich wäre. Gleiches gilt für alle Gruppen und auch für andere Sakramente wie die Eucharistie, die denen vorenthalten wird, die keine monatliche Beichte nachweisen (!) können oder Frauen, die in Mütterklubs organisiert sind, die direkte Kontakte zu einer deutschen Gemeinde unterhalten. Es soll an dieser Stelle keine theologische Auseinandersetzung mit dem Neukatechumenat oder dem Opus Dei geführt werden, es geht darum, die Möglichkeiten eines Bischofs in Peru anzudeuten.

Um so überraschender ist es - im Nachhinein betrachtet - wenn man sich auf den bevorstehenden Bischofswechsel in Cajamarca mit seinen absehbaren Folgen nicht eingestellt hat. Auf die Partnerschaften bezogen ist folgendes gemeint: ein diözesanes Netz gut funktionierender Partnerschaften mit demokratischen Strukturen, von engagierten Gruppen in Kontakt mit Gruppen anderer Gemeinden und mit deutschen Gruppen, ein finanzieller Ausgleich innerhalb der Gemeinden, Partnerschaftsgruppen in den Partnergemeinden mit der Verantwortung für die Partnerschaftsgelder, die Institutionalisierung (!) demokratischer Gremien und die Ernennung von verantwortlichen Laien zu Gemeindeleitern oder die Weihe von Diakonen, hätte

zwar vieles nicht verhindern können, aber es wären ganz andere Voraussetzungen geschaffen worden, damit lebendige Partnerschaften und Gemeinden weiterhin bestehen können.⁴⁴ Bischof Dammert hätte die „Macht“ gehabt, in allen Partnergemeinden die schon erwähnten Kriterien und Mindestanforderungen einer Partnerschaft durchzusetzen. Doch ist wenig geschehen. Dies ist um so tragischer, als alle Partnergemeinden in den Befragungen angeben, eine „Kirche mit Poncho und Sombrero“ unterstützen zu wollen, diese Kirche aber heute von der Diözesanleitung nicht mehr gewünscht wird.

Bischof Simón hält eine Partnerschaft, wie sie von den deutschen Gruppen ansatzweise intendiert ist, nicht für möglich (s.u.). Bei genauerem Hinsehen und Analyse der theologischen Positionen von Bischof Simón, wie sie aus seinen Ansprachen und Predigten (die audiovisuell vorliegen) ersichtlich wird, wird die Ablehnung einer wie oben verstandenen Partnerschaft verständlich. So kann eine Partnerschaft tatsächlich dazu führen, die Rolle und das Selbstbewusstsein der Laien zu stärken (vor allem der Frauen); sie kann dazu führen, dass die Option für die Armen auch zu konkreten Ergebnissen führt und dass eine Kirche im Dienste des Volkes, mit dem Volk zusammen, Ungerechtigkeiten denunziert und eine neue Gerechtigkeit verkündet. All dies widerspricht dem, was Bischof Simón unter Kirche, göttlicher Ordnung und Autorität versteht.

Der Hauptvorwurf Bischof Simóns gegenüber den deutschen Gemeinden ist der Vorwurf ungerechtfertigter Einmischung in innerperuanische und innerkirchliche Angelegenheiten. Einige deutsche Amtsträger solidarisieren sich bekanntlich in dieser Frage mit Bischof Simón. Sie sollten aber zumindest wissen, mit wem bzw. gegen wen sie sich letztlich solidarisieren und warum sie dies tun. Oft wird auch von Kolonialismus gesprochen, von Dollarimperialismus, deutscher Besserwisserei etc. („Ihr Gott ist ‚San Marko‘, deswegen halten sie sich für unfehlbar“, wie es ein dem Bischof nahe stehender Pfarrer sagt - wobei er vielleicht in einem anderen Sinne mehr Recht hat, als er ahnt). Den deutschen Gemeinden wird jegliches Recht abgesprochen, Stellung zu den Vorgängen in ihren Partnergemeinden und der Diözese zu nehmen.⁴⁵ Auch ist der Vorwurf zu hören, dass von Deutschland aus versucht wird, peruanische Kirchenpolitik zu machen.

Aus der Sicht der Partner in Cajamarca stellt sich das Problem der Einmischung wie folgt dar: In allen betroffenen Gemeinden und Gruppen in Cajamarca ist es der sehnlichste Wunsch der Gruppen an der Basis, dass sie nicht auch noch von den Partnern im Stich gelassen werden. Sie erfahren durch die Solidarität der Partner eine Hoffnung, die sie ermutigt weiterzumachen; sie erleben in der Solidarität und dem Brotteilen eine Gemeinschaft und eine Kirche, wie sie Jesus wollte. Nicht zuletzt fühlen sie sich bestärkt durch die kirchlichen Dokumente der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen und durch das prophetische Zeugnis von Bischöfen wie Bischof Dammert und dem Zeugnis unzähliger Märtyrer in Lateinamerika. Sie sind es,

⁴⁴ Bereits 1987, zum 70. Geburtstag Bischof Dammerts, wies eine Delegation von St. Georg mit dem damaligen Pfarrer Alfred Vögele im Gespräch mit dem Bischof darauf hin, wie Vorsorge getroffen werden könnte, damit ein Nachfolger nicht alles zerstören könnte, was bisher aufgebaut wurde. Dabei wiesen die Ulmer insbesondere auf die positiven Möglichkeiten einer basisorientierten Partnerschaft hin. Doch es geschah auf Diözesanebene wenig in dieser Hinsicht und auch die engeren (auch deutschen) Mitarbeiter von Bischof Dammert vertrauten eher dem Hl. Geist als selbst Hand anzulegen und Partnerschaften gezielt zu stärken. Dies geschah vermutlich auch deshalb, weil damals noch nicht die Bedeutung einer Partnerschaft in all ihren Dimensionen erfasst wurde.

⁴⁵ Der Vorwurf des „Imperialismus und Kolonialismus“ ist um so merkwürdiger, da er ausgerechnet von denen erhoben wird, die ohne Rücksicht auf den Glauben des Volkes europäische (römische) Praktiken durchsetzen, die die spanische Geschichte der Missionierung verherrlichen und die spanische Fliesen einfliegen lassen, weil das einheimische Material zu primitiv sei ... usw. usw. Siehe auch die Berichte aus Bambamarca, in denen geschildert wird, wie Priestern auf der Seite des Volkes von den reichern Geschäftsleuten und Großgrundbesitzern vorgeworfen wird, Agenten des CIA und Kommunisten zu sein. Auf diesem Niveau ist dann eine konstruktive Auseinandersetzung nicht mehr möglich.

die dieser Kirche treu bleiben wollen und sie sehen sich in dieser Treue bestärkt, wenn sie in der deutschen Partnergemeinde eine Kirche (!) erleben, die weiterhin auf ihrer Seite ist. Deutschen Gemeinden sollte es in der Tat nicht zuerst darum gehen, wer wo und wann Bischof ist. Es geht darum, mit den Partnern weiterhin zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen. Wenn deutsche Gemeinden dies mit ihren Partnern gemeinsam tun, dann kann man das zwar Einmischung nennen oder wie auch immer. Es hat aber nichts mit Bevormundung und Kolonialismus zu tun, sondern mit Solidarität und damit, weltweit Kirche sein zu wollen. Befremdlich erscheint, dass ausgerechnet Bischof Simón - stellvertretend für andere Bischöfe - von Kolonialismus spricht, wo er doch selbst den Glauben, die Erfahrungen, die Leiden und Hoffnungen des Volkes von Cajamarca nicht wahrnehmen kann oder will und statt dessen importierte Ideologien vornehmlich spanischer (und römischer) Herkunft den Menschen von Cajamarca aufzwingen will. Bei seiner Amtseinführung („toma de poder“ - Machtergreifung) waren alle Campesinos und Basisgruppen ausgesperrt (militärische Absperzung), die erste Reihe in der Kathedrale war für die (ausländischen) Vertreter der Goldminen reserviert.

c) Partnerschaft als neue Form des Kolonialismus?

Die Instrumentalisierung historischer Schuld (z.B. Kolonialismus) zur Verteidigung eigener Interessen ist zwar als solche leicht zu durchschauen, dennoch müssen sich deutsche Gruppen fragen lassen, was sie mit der Partnerschaft wirklich wollen. Es ist in der Tat so, dass die Idee der Gemeindepartnerschaft ein deutsches Konstrukt ist. Es könnte von außen betrachtet leicht den Anschein erwecken, dass für deutsche Gemeinden eine Partnerschaft die Lösung für viele Probleme darstellt. Man will schließlich helfen, hat nun in der Form von konkreten Partnern die idealen Adressaten der eigenen Hilfsbereitschaft gefunden, man glaubt, effektiver zu sein als die Hilfswerke und erhält noch dankbare Briefe als Bestätigung. Die Gemeinde insgesamt kann ihre weltkirchliche Verantwortung der Partnerschaftsgruppe übertragen und kann sich dann ungestört ihren eigentlichen Aufgaben (z.B. Sakramentenpastoral) widmen. Auch der Gedanke der ideellen Bereicherung, das Hoffen auf pastorale Impulse aus lebendigen Basisgruppen in Ländern der Dritten Welt, geht zuerst von den eigenen Bedürfnissen und Erwartungen und nicht von den Bedürfnissen der Partner aus. Da zudem an die Partner auch Forderungen gestellt werden (insbesondere wie sie den Transfer des Geldes und dessen Kontrolle organisieren sollen), ist die Frage berechtigt, ob von Deutschland aus nicht ein Modell den Partnern übergestülpt werden soll, das einseitig von den Bedürfnissen deutscher Gemeinden ausgeht. Umgekehrt gilt auch, dass peruanische Gemeinden (fast immer zuerst der Pfarrer) sich an die deutsche Kirche (z. B. die Erzdiözese Freiburg) wenden und um die Vermittlung einer Partnerschaft bitten. Natürlich sind damit auch bestimmte Erwartungen verknüpft.

Die gegenseitigen Erwartungen sind dann legitim, wenn man sich zugleich sehr ernsthaft und redlich mit den wirklichen Bedürfnissen der jeweiligen Partner auseinandersetzt. Doch wie kann man das, wenn z.B. schon die Kommunikation so schwierig ist? Die eigenen Erwartungen zu formulieren (sich auch die eigenen Beweggründe bewusst machen) und den Partnern mitzuteilen ist als erster Schritt ein Zeichen der Offenheit und Ehrlichkeit. Auch in der Beziehung zwischen zwei Menschen sind „egoistische“ Beweggründe die Regel, sie sind sogar notwendig. Was aber, wenn der „Partner“ gar keine Beziehung will, z.B. weil er bereits schon ausreichend mit sich selbst beschäftigt ist?

Nimmt man die Option für die Armen ernst (auch diese Option, ebenso wie das Evangelium, könnte man nach den gleichen Kriterien als Ideologie bezeichnen, die den Armen von oben bzw. von außen übergestülpt wird), so muss für alle deutsche Gemeinden in Sachen Partner-

schaft gelten, dass sie zuerst die zukünftigen Partner fragen, wie diese sich denn Partnerschaft vorstellen, welche Bedeutung Partnerschaft für sie hat und unter welchen Bedingungen sie diese überhaupt wollen. Es gibt in der andinen Kultur lange Erfahrungen über die Zusammenarbeit und Beziehung verschiedener Comunidades (Gemeinden) und die peruanischen Partnergemeinden können davon viel mit in die Partnerschaft einbringen. Die Prioritäten, die sie aufgrund ihrer Erfahrungen und Bedürfnissen stellen, sind der Maßstab für die deutschen Gemeinden. Findet eine deutsche Gemeinde trotz langem Bemühen keinen Zugang zu dem, was die Menschen in der Partnergemeinde wirklich bewegt, sind auch der schon erwähnte Grundkonsens und eine gemeinsame Basis nicht herzustellen, dann muss man ehrlicherweise auf eine Partnerschaft verzichten. Partnerschaft setzt auch immer die Freiheit voraus, nein zu sagen zu dürfen.

Eine Partnerschaft, kann nur schwer als eine interessengeleitete Ideologie bezeichnet werden, die dem (schwächeren) Partner übergestülpt wird, wenn sie von den Bedürftigen ausgeht und deren Anliegen Priorität einräumt und wenn sie biblisch - theologisch begründet und auch entsprechend gelebt wird. Der spanische Bischof von Cajamarca (der sich nach eigenen Angaben zuerst Rom verpflichtet fühlt) spricht nun aber nicht nur von der Partnerschaft als übergestülpter Ideologie, sondern er spricht von der grundsätzlichen Unmöglichkeit einer Partnerschaft, so wie sie hier verstanden wird. Partnerschaft bedeutet für ihn eben primär Geld zu erhalten, vielleicht auch noch karitative Arbeit, aber keinesfalls ein gemeinsames Gehen des Volkes Gottes in der schon skizzierten Bedeutung (erstreckt nicht, wenn dabei auch noch die Frage nach kirchlichen Strukturen eine Rolle spielt). Wie aus vielen Gesprächen mit deutschen Besuchern deutlich geworden ist, spricht er seinen eigenen Gläubigen ein tiefer gehendes Verständnis von Partnerschaft ab, weil sie nach seiner Meinung für biblisch - theologische Begründungen gar nicht zugänglich sind. Nach seinen eigenen Aussagen wollen Arme zuerst Geld.

Doch dann muss aber eine noch viel wichtigere Frage gestellt werden: wenn eine (wie oben skizzierte) Partnerschaft grundsätzlich (!) nicht möglich sein sollte, ist dann katholische Kirche überhaupt möglich? Wenn es nicht möglich sein sollte, sich über alle Kulturen (ohne diese zu vergessen) und Grenzen hinweg, sich als das Eine Volk Gottes zu begreifen, wenn es nicht möglich sein sollte, mit den Ausgegrenzten das Brot zu teilen (nicht nur im karitativen Sinn) und sich als Gemeinschaft derer zu begreifen, die in der Nachfolge Jesu sich für einen neuen Himmel und eine neue Erde einsetzen, dann wäre auch katholische Kirche nicht möglich - dann wäre jede Feier der Eucharistie hierzulande und anderswo eine Gotteslästerung. Dass eine solche Kirche möglich ist, haben schon unzählige Menschen bewiesen und viele Menschen haben diesen ihren Glauben mit Folter und Tod bezahlt. Wer diese Art von Kirche leugnet (und damit das Opfer vieler Menschen) stellt sich selbst außerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen und stellt sich in die Reihe von Herodes und Pilatus.

4. Partnerschaft als Sakrament

Die Partnerschaft zwischen zwei Gemeinden unterscheidet sich in ihren Grundstrukturen nicht von der Partnerschaft zwischen zwei Menschen. In beiden Partnerschaften sind der gegenseitige Respekt, Offenheit und Treue (besonders in schwierigen Situationen) unabdingbare Voraussetzungen für das Gelingen einer Partnerschaft. Dazu kommt das Interesse, den Partner in seiner Menschwerdung (Mündigkeit, soziale Verantwortung usw.) zu unterstützen und zu begleiten. Auf diesem gemeinsamen Weg erfährt jeder den anderen als Bereicherung und als Hilfe für die eigene Menschwerdung. Im gemeinsamen Weg wird die Grenze des eigenen Ich

überschritten und auf den Anderen hin geöffnet. Dieser Andere ist zugleich Ursprung und Ziel des gemeinsamen Weges. Da hier implizit immer von einer christlich verstandenen Partnerschaft die Rede ist, ist so verstandene und gelebte Partnerschaft sowohl Voraussetzung als auch Konsequenz des Glaubens an den einen Gott, der schon immer mit den Menschen unterwegs ist und der ihnen den Weg weist. So wie es eine Gnade ist, im Anderen (implizit immer auch der „ganz Andere“) seine eigene Bestimmung zu entdecken, so ist es auch eine Gnade, sich auf dem gemeinsamen Weg immer besser zu verstehen und das gemeinsame Ziel immer deutlicher vor Augen zu sehen. Das Gelingen einer jeden Partnerschaft ist so immer auch ein Geschenk. Eine Partnerschaft ist nicht machbar, planbar, verfügbar - wie der Partner immer auch trotz aller Nähe der ganz Andere und Fremde bleibt und bleiben muss.

Für eine Gemeindep Partnerschaft zwischen zwei christlichen (!) Gemeinden ist es eine Selbstverständlichkeit, dass Jesus als Christus mit auf dem Weg ist, dass er Ursprung und Ziel des gemeinsamen Weges ist. Herausragendes (Kenn-) Zeichen dieser Wege - Gemeinschaft ist das Brotteilen. Es verweist über die materielle Notwendigkeit und zeichenhafte Gegenwart Gottes hinaus darauf, dass das Volk Gottes immer nur als ganzes Volk auf dem Weg ist. Die Gesamtheit des Volkes Gottes konkretisiert sich zum einen in der jeweiligen Gemeinde als lebendiger und überschaubarer Teil des Volkes Gottes; vor allem aber konkretisiert sie sich in der gelebten Beziehung einer Partnerschaft mit einer Gemeinde in einem Teil der Welt, in dem der Mehrheit der Kinder Gottes ein Leben in Fülle - strukturell - verwehrt wird. Deutsche Gemeinden sind als materiell reiche Gemeinden - ob sie wollen oder nicht - in diesen Zusammenhang von Reichtum und Armut verwickelt. Im Kontext einer gelebten Partnerschaft können sie dazu beitragen, den tödlichen Kreislauf (Bruch der menschlichen Gemeinschaft und mit Gott) von zunehmender Verarmung für die Mehrheit aller Menschen und zunehmender Bereicherung einer Minderheit zu durchbrechen.

So wie auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus mit dem Unbekannten den Jüngern ein Licht aufgeht, als der Unbekannte mit ihnen das Brot bricht, so können deutsche Gemeinden durch Brotteilen mit den armgemachten Menschen einer konkreten Gemeinde zum gemeinsamen Weg des Volkes Gottes zurückfinden (umkehren und Orientierung finden). Eine so verstandene Partnerschaft zwischen einer reichen und einer armen Gemeinde ist das sichtbare Zeichen dafür, dass die Spaltung innerhalb der Kirche in reiche und arme Gemeinden (was in seinem Skandal noch erheblich verschärft wird, wenn man die geschichtlichen und aktuellen Ursachen der Verelendung nicht verdrängt) überwunden werden kann und Kirche nur dann die wahrhaft katholische (universelle) und evangelische (biblische) Kirche Jesu ist, wenn das gesamte Volk Gottes auch in der Tat gemeinsam auf dem Weg ist. Wenn auch schon immer von der Einheit und der Universalität der Kirche gesprochen wird, so wurde die (ideelle) Einheit der weltweiten Kirche zuerst vom Papst als Repräsentant der gesamten Kirche her abgeleitet. Partnerschaften repräsentieren aber, konkret und in der Praxis, die Einheit vom Volk Gottes her. Gelebte Partnerschaft, gemeinsam auf dem Weg sein, Brotteilen und miteinander an dem Mahl teilnehmen dürfen, zu dem Jesus eingeladen hat, ist somit konstitutiv für das Volk Gottes, sie ist das sichtbare Zeichen einer sonst nur abstrakt gedachten (nicht wirklich erlebten) Kirche: einer Gemeinschaft, in der Arme und Reiche an einem Tisch sitzen und gemeinsam das Brot des Lebens essen.

Eine solche Gemeinschaft in Partnerschaft ist das Sakrament einer wahrhaft universellen Kirche und sie ist Sakrament des Volkes Gottes.

Aktive Teilnahme (Teilhabe, Anteil nehmen, mit einander teilen) an der Partnerschaft ist praktizierte Eucharistie. Als solche steht sie nicht im Gegensatz zur Feier der Eucharistie, die per se immer auch schon im Namen der gesamten Kirche gefeiert wird, sondern sie ist notwendige Ergänzung und Erweiterung, besser gesagt: Konkretisierung und Vergegenwärtigung

einer Gemeinschaft mit Ausgegrenzten. In der Eucharistie feiert die Gemeinde den Aufbruch Gottes mit den Menschen (Befreiung), sie feiert die Gemeinschaft der Menschen untereinander und mit Gott und sie ist damit Zeichen dafür, dass die tödliche Spaltung der Menschheit überwunden werden kann. Sie ist Zeichen des Reiches Gottes. In einer Partnerschaft wird dieses Zeichen konkret erfahrbar und kann nachvollziehbar in eine entsprechende Praxis umgesetzt werden. Keine katholische Gemeinde kann von ihrem eigenen Selbstverständnis her, Eucharistie feiern, ohne die Ausgegrenzten an ihren Tisch zu bitten. Mehr noch: nicht sie bittet an den Tisch, sondern es ist Gott, der zuerst die Ausgegrenzten einlädt, während die Reichen dankbar sein dürfen, wenn sie (eventuell auf Fürsprache der Armen hin) ebenfalls einen Platz am Tisch des Lebens erhalten. Für reiche Gemeinde ist es eine Gnade, wenn ihr von armen Menschen, die sich mit Christus auf den Weg gemacht haben, die Augen geöffnet wird. Partnerschaft bedeutet daher immer auch eine Herausforderung, sie ist nie am Ziel, sie ist keine genau beschreibbare Größe, kein Faktum, da sich in Zahlen ausdrücken lässt. Sie ist wie ein Senfkorn, das mit Gottes Hilfe zu einem großem Baum mit vielen Zweigen werden kann, auf dem alle Vögel des Himmels eine Heimat finden.

5. Partnerschaft - eine Option für die Armen

Seit Papst Johannes XXIII. vor der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils 1962 zum ersten Mal von einem Vorrang der Armen sprach und dies als die große Herausforderung für die Kirche der Zukunft bezeichnete, ist die Option für die Armen (zwar noch nicht auf dem Konzil in dem Maße wie von Johannes XXIII. erhofft, aber in der Folge davon in Medellín 1968) zu einem Thema vieler theologischen Werke und Synodenbeschlüsse geworden. Es sollen hier darüber nicht weitere Überlegungen angestellt werden, es genügt der Hinweis, dass (frei nach G. Gutiérrez) die Option für die Armen keiner weiteren theologischer Begründung bedarf, weil es die Option Gottes selbst ist. Es ist vielmehr an der Zeit, sich der Überprüfung der Praxis zu widmen (noch besser: daran mitarbeiten) statt eine theologische Diskussion in Hörsälen und Akademien weiterzuführen.⁴⁶ Dazu gehört auch die akademische und nur scheinbar wissenschaftliche Frage, ob die Theologie der Befreiung „tot“ sei, weil ja der Ost - West - Konflikt nicht mehr bestehe - ein Hinweis auf das Niveau der Diskussion in der deutschen Theologie und im Bildungsbürgertum.

Alle befragten deutschen Gemeinden stellen in ihrem Engagement für der Partnerschaft die Sorge für die Armen in den Vordergrund. So sprechen zwar nicht alle bewusst von einer Option für die Armen, aber sie treffen gefühlsmäßig das, was mit einer Option für die Armen im Ansatz gemeint ist. In dieser Haltung treffen sie sich mit ihren Partnergemeinden. Die „Sorge für die Armen“ ist in der Theorie (und meist in der Praxis) die gemeinsame Basis in der Partnerschaft. Es werden Partnergemeinden gewünscht, in denen die Armen gleichberechtigt oder gar bevorzugt zu Worte kommen. Die „Sorge für die Armen“ ist freilich nicht immer identisch mit der „Option für die Armen“, wie sie z.B. in Medellín verstanden wird. Es soll nun andeutungsweise versucht werden, was für deutsche Gemeinden eine Option für die Armen aus der Sicht der Armen bedeuten könnte. Es werden um der Klarheit der Unterscheidung willen die Positionen überspitzt dargestellt, wohl wissend, dass die Realität komplexer ist und auch innerhalb deutscher Gemeinden Gegensätze zwischen reich und arm anzutreffen sind.

⁴⁶ In diesem Zusammenhang sei auf den Beitrag von Bischof Luigi Bettazzi hingewiesen, in dem über Bischöfe berichtet wird, die eine Option für die armen zu ihrer Maxime werden ließen. Genannt sei an dieser Stelle auch das Buch: „Die Armen zuerst! - 12 Lebensbilder lateinamerikanischer Bischöfe“ (darunter Bischof Dammert), erschienen im Matthias - Grünewald - Verlag, 1999, hrsg. Von Johannes Meier, Mainz.

Die jeweilige Option ist zuerst von ihrem jeweiligen Kontext her zu verstehen. Die Mitglieder der deutschen Partnerschaftsgruppen gehören, wie auch die überwiegende Mehrheit in der Gemeinde, der breiten (bürgerlichen) Mittelschicht an. Die Gemeindemitglieder wie die Gemeinde als Ganzes sind mehr oder weniger gut funktionierende Bestandteile dieser Gesellschaft. Auch die beiden Konfessionen sind als Kirchen auf regionaler und nationaler Ebene eng mit Staat und Gesellschaft verflochten. Dies zeigt sich nicht nur in der Kirchensteuer (die bekanntlich um so höher ausfällt, je höhere Gewinne die Wirtschaft erzielt), sondern auch in der Zustimmung zu den herrschenden gesellschaftlichen Wertvorstellungen. Natürlich gibt es Bruchstellen, doch diese Bruchstellen gehen auch quer durch die Gemeinden. Gemeinde und Kirche sind nicht nur Stützen dieser Gesellschaft, sie sind diese Gesellschaft. Als Gemeinde und Teil dieser Gesellschaft sind sie Teil des dazugehörigen Wirtschaftssystems (oder umgekehrt) und sie haben ein existentielles Interesse an dem Erhalt und der Funktionstüchtigkeit dieses Systems, das auch ein globales System ist. Aus diesem Interesse ergibt sich de facto (nicht unbedingt in der Theorie oder in der guten Absicht) eine entsprechende Option.

Die peruanischen Partnergemeinden in ihrer Strukturierung als Gemeinschaft von Basisgruppen (so möchten sie die deutschen Gruppen ja gerne verstehen) gehören hingegen nur insofern zu diesem System, als dass sie sich als vom System Ausgegrenzte erfahren. Mit anderen Worten: sie sind die Opfer eines Systems, das seit 500 Jahren so funktioniert, wie es in einer Ausstellung der Gemeinde St. Georg (als Diaserie übernommen in den Verleih der diözesanen Medienstelle in Stuttgart) aus dem Jahre 1984 heißt: „Die bestehende Weltordnung basiert auf dem Recht des Stärkeren und der absoluten Vorherrschaft des Kapitals. Der wirtschaftliche Kreislauf wird allein von den Interessen des Zentrums (reiche Länder) bestimmt und führt zu mehr Reichtum unsererseits und zu immer mehr Elend andererseits“. In den peruanischen Partnergemeinden gehören 80 - 90 % der Menschen zu den Armen. Die Armen sind das Volk, sie sind auch das Volk Gottes. Und als Arme und als Volk sind sie Opfer der von Menschen so geschaffenen Verhältnisse. Diese Verhältnisse stellen sich so dar, dass die unterschiedlichen Rollen in dem gleichen System so verteilt sind, dass eine Minderheit auf Kosten der Mehrheit lebt. In den Texten der erwähnten Ausstellung heißt es: „Aus unserer Sicht sieht das so aus: Wir schaffen uns neue Absatzmärkte, sichern uns wichtige Rohstoffe, erhalten unsere Arbeitsplätze, vermehren unseren Wohlstand, verteidigen dadurch unsere bürgerlichen Freiheiten und den freien Welthandel und sind bereit, für die Erhaltung dieser Ordnung Gottes Schöpfung als Ganzes aufs Spiel zu setzen. Für Peru bedeutet dies (u.a.): Ein Volk, das hungert, pflanzt in den fruchtbarsten Gebieten des Landes Baumwolle, Kaffee, Bananen und Futtermittel für unsere Schweine an. Der Staat braucht Devisen für die Rückzahlung der Zinsen, für den Import von Satelliten - TV und zum Kauf von vielen Waffen, um sich vor dem eigenen Volk zu schützen. Dieses System der Unterdrückung reproduziert sich in jedem Land bis ins letzte Dorf“.

Der Kontext, in dem die überwiegende Mehrheit der Menschen in den peruanischen Partnergemeinden lebt, ist geprägt von zunehmender Gewalt und Verelendung. Diese Menschen begreifen aber immer mehr, dass zwischen der Situation in der sie leben und dem, was sie an Überfluss und Luxus in den Medien und der Werbung sehen, ein innerer Zusammenhang besteht. Evangelisierung in den Landgemeinden und den Elendsvierteln Perus bedeutet ja gerade, auf diesen Zusammenhang hinzuweisen, diese Situation im Lichte des Glaubens zu deuten und entsprechende Konsequenzen zu ziehen. Eine Option für die Armen aus deutscher Sicht bedeutet in diesem Zusammenhang:

- Hören auf die Menschen in den Partnergemeinden, sie innerhalb ihres Kontextes wahrzunehmen und sich ihrem Weg anzuvertrauen, weil ihnen ja der Weg von Jesus gezeigt wird und er mit ihnen ist. Sie sind für deutsche Gemeinden eine Brücke zum

Verständnis der ursprünglichen Botschaft. Notwendige Voraussetzung dafür ist Bekehrung (kehrt machen, den eigenen Weg zumindest in Frage stellen, neue Wege suchen) bzw. Umkehr ohne Angst, etwas zu verlieren.

- Eine Analyse des eigenen Kontextes, diesen im Lichte der Bibel zu deuten, die Auswirkungen des wirtschaftlichen Handelns an den Pranger zu stellen und angesichts einer Verherrlichung materieller Werte (Materialismus, Götzendienst), die zum Tode führt, den biblischen Gott des Lebens zu verkünden. Mit Hilfe peruanischer Partnergemeinden kann dies eingeübt werden. Das Mindeste: Anwalt derer zu sein, die keine Stimme haben.
- Eine Gemeindepartnerschaft ist ein hervorragender Ort, um die beiden scheinbar nicht miteinander vereinbarenden Gegensätze (Pole innerhalb des gleichen Systems) von Reichtum und Armut zu überwinden. Kirche ist der Ort, wo der Bruch der Gemeinschaft der Menschen untereinander und mit Gott überwunden wird. Die Kirche wird dann zur Kirche Jesu, wenn nicht die einen auf Kosten der anderen leben, sondern wenn Gemeinden im Geiste Jesu als Gemeinden eine Tischgemeinschaft (Kirche) bilden. Für deutsche Gemeinden ist es wesentlich schwerer, diese Einladung anzunehmen. Peruanische Gemeinden haben einen (biblisch, theologischen) „Standortvorteil“. Gott ist ihnen nahe, weil sie arm (unterdrückt) sind.

Ist es für deutsche Gemeinden schon schwer genug, die Ursachen der Verelendung in ihren Partnergemeinden zu entdecken, so ist es noch viel schwerer, den eigenen Kontext (die Ursachen des Reichtums) zu analysieren. So wie in den Partnergemeinden die Menschen über Jahrhunderte hinweg von einer bestimmtem Kultur, Religion, gesellschaftlichen Konventionen und politischen Systemen geprägt wurden, so natürlich auch die Menschen in Deutschland. Mag man auch an manchem Althergebrachtem nicht mehr festhalten wollen, so ist eine grundsätzliche Kritik sehr selten oder erscheint als nahezu unmöglich. Jede Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen von der Wurzel her stellt letztlich auch jeden Einzelnen in Frage, der dann das Gefühl hat, man wolle ihm den Boden unter den Füßen wegziehen. Da auch die Grenzlinien zwischen Gesellschaft und Kirche kaum auszumachen sind, eine klarere Abgrenzung auch gar nicht von der Mehrheit der Gläubigen gewünscht würde, hat die (evangelische und katholische) Kirche die Kraft verloren, Alternativen aufzuzeigen oder gar Widerstand und prophetische Kritik zu üben. Eine Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Kontext wird noch erschwert durch die Auffassung, dass eine solche Arbeit bzw. Beschäftigung und Auseinandersetzung mit wirtschaftspolitischen Fragen nichts mit dem persönlichen Glauben zu tun habe bzw. nicht zum Auftrag der Kirche gehöre.

In der Partnerschaft zwischen einer reichen und armen Gemeinde erfahren aber die in der Partnerschaft Engagierten, dass Alternativen möglich sind. Wenn sie sich auf die Geschichte der Armen einlassen, entdecken sie, dass selbst jahrhundertlange Unterdrückung und gewaltsame Integration in ein materialistisches und gottloses System Menschen nicht davon abhalten kann, den Aufbruch und den Auszug zu wagen. Als in den sechziger Jahren in Bambamarca und anderswo Campesinos zum ersten Mal mit dem befreienden Wort Gottes konfrontiert wurden, entdeckten sie, dass Jesus so gelebt hat wie sie, dass er wie ihre Kinder auf dem Lehm Boden im Stall zur Welt kam, dass er wie sie von den Mächtigen seiner Zeit ausgestoßen und schließlich gefoltert und gekreuzigt wurde. Sie übertragen die Bibel direkt auf ihr Leben und erfahren so, dass Gott mitten unter ihnen ist, mit ihnen lebt und leidet. Und weil das so ist, machen sie sich nun auf den Weg und machen schon jetzt die Erfahrung von Auferstehung. Es beginnt für sie ein neues Leben. Sie schließen sich zusammen, lesen immer wieder die Bibel und entdecken von neuem solche Werte wie Solidarität, Gemeinschaft, Miteinander teilen. Auch kirchlich gesehen nehmen sie ihr Schicksal in die eigenen Hände. Sie sind Kirche! In entstehenden Basisgemeinschaften feiern sie diesen Neubeginn. Sie sagen Dank, fei-

ern die Gegenwart Gottes, teilen miteinander ihre Sorgen und ihr Brot. Diese Gemeinden sind Insel des Lebens inmitten des Todes. Sie haben erfahren, dass Jesus der Schlüssel zum Leben ist, Fundament ihres Lebens, Brot des Lebens.

Es ist für die peruanische Gemeinden leichter aufzubrechen als für deutsche Gemeinden. Partnerschaft heißt in diesem Zusammenhang auch, die eigene Ohnmacht zu erkennen und sich von den scheinbar Schwächeren an der Hand nehmen zu lassen. Es ist keine Schande, sich von den Armen die Geschichte Gottes mit den Menschen erzählen zu lassen. Sie sind es doch, denen Gott besonders nahe steht (und umgekehrt) und mit ihnen gehen dürfen heißt, die Einladung Gottes anzunehmen und den Weg Gottes zu gehen. Es sind die „Hirten auf dem Felde“ (heute die Indios, Campesinos, Ausgegrenzten) denen sich der Himmel öffnete und denen zuerst die Botschaft von Jesus dem Messias verkündet wurde. Deutsche Gemeinden, die sich den Standpunkt ihrer Partner zu eigen machen, werden von dem neu gewonnenen Standpunkt aus ebenfalls „den Himmel schauen“ können. Dies wird nicht möglich sein, wenn sie weiterhin eingeschlossen bleiben in einem goldenen Käfig. Wer in diesem Käfig eingeschlossen bleibt, wird nur sehr schwer das Wort Gottes, das von außerhalb kommt, hören können. Begegnungen mit den Opfern der Geschichte können zum Schlüssel werden, um diesen Käfig zu verlassen und Gott auf der Seite der Armen zu entdecken. Für deutsche Gemeinden und die deutsche Kirche bedeutet dieser Weg, auf vieles zu verzichten. Doch bei genauem Hinsehen (und Ausprobieren) wird man erfahren, dass es nur Ballast war, den man weggeworfen hat und nun frei ist, ohne Rücksicht auf Privilegien das Wort Gottes zu verkünden. Eine Partnerschaft mit einer armen Gemeinde erleichtert den Aufbruch. Sie macht Umkehr möglich bzw. sie ist der erste Schritt zur Umkehr. Eine Partnerschaft ist eine praktische und praktikable Option für die Armen und mit den Armen. Sie ist kirchenbildend, weil sie Einheit stiftet. Sie ist das Sakrament einer wahrhaft katholischen Kirche.

Nach den in den Welt herrschenden Maßstäben stehen deutsche Gemeinden eher im Lichte, die Partnergemeinden und mit ihnen die Mehrheit der Menschheit, stehen im Schatten. Doch in diese Nacht hinein wurde Jesus geboren. Der Himmel öffnete sich und die Armen fanden den Weg. Der Stern über der Hütte erleuchtete die Nacht. Die Frommen und Mächtigen in Jerusalem konnten diesen Stern nicht sehen, denn sie ergötzten sich in ihrem eigenen Licht. Deutsche Partnergruppen gleichen den Weisen aus dem Morgenland, die aus ihrer Heimat aufbrechen und - geleitet von dem Stern über der Hütte - sich auf den Weg zu Jesus machen. Ihr Weg führt zuerst über Jerusalem, doch dort weiß man von nichts. Dennoch finden sie Jesus in der Hütte. Reich beschenkt kehren sie zurück. Weil sie Jesus in der Hütte gesehen und sie die Stimme Gottes gehört haben, finden sie den Weg in die Heimat - ohne in Jerusalem zuvor um Rat zu fragen.

Zusatz: Ökumene

Ökumene bedeutete ursprünglich nichts anderes als die eine, miteinander geschwisterlich verbundene Kirche in der ganzen Welt. Die Partnerschaft zwischen zwei Gemeinden in den so unterschiedlichen Teilen der Welt ist praktizierte Ökumene. Die Spaltung der Christenheit besteht nicht darin, ob einige Christen sich eher zu den Ängsten der Menschen im 16. Jahrhundert mit der daraus resultierenden Lehre von der eigenen (!) Rechtfertigung bekennen, oder ob sie sich von der pompösen Machtentfaltung und Selbstinszenierung absoluter Herrscher beeindrucken lassen. Sie besteht vielmehr darin, dass von Christen Verhältnisse geschaffen wurden und aufrechterhalten werden, innerhalb derer Christen auf Kosten anderer Christen leben.

Wenn für deutsche Theologen und Bischöfe die Ökumene - wie sie hierzulande verstanden wird - ein wichtiges Thema sein mag und ein weiterer deutscher Spitzentheologe und Bischof nun eigens nach Rom berufen wird, um die so verstandene Ökumene voran zu bringen (wobei dies kaum möglich sein wird, weil die römische Kirche per definitionem nicht in einen vorbehaltlosen Dialog Gleicher mit Gleichen eintreten kann), so ist dies lediglich ein Hinweis darauf, dass die wirklichen Bedürfnisse der Armen nicht erkannt werden. Während der Mehrheit der Menschen das Brot genommen wird, statt es mit ihnen zu teilen (auch innerhalb der verfassten Kirche, weil Teil des Systems), beschäftigen sich Theologen und Bischöfe mit selbst geschaffenen Problemen und bestätigen und rechtfertigen gerade dadurch die Spaltung der Menschheit und die Spaltung der Kirche.

Der Bruch der von Gott gewollten menschlichen Gemeinschaft ist der eigentliche Skandal (Ur - Sünde). Eine ökumenische Bewegung in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes ist in ihrem Kern das, was Kirche ausmacht: die Gemeinschaft des Volkes Gottes, das den Ruf Gottes hört und aus der Sklaverei Ägyptens und des Mammons aufbricht, die das Unrecht anklagt und Gerechtigkeit verkündet, die auf dem Weg das Brot miteinander teilt und die Gegenwart Gottes feiert.

Partnergemeinden können und müssen Wegbereiter (Pioniere) dieser ökumenischen Bewegung sein. Sie sind die Keimzellen einer erneuerten Kirche.

Willi Knecht, August 1999 („update“ Ende Dezember 1999)